

SCHREIBWETTBEWERB 2025 ZUM THEMA

MUT

PRÄMIERTE TEXTE FÜR
KINDER UND JUGENDLICHE



DIE FEDER 2025

Mut

*Lesebuch des Schreibwettbewerbes
„Die Feder“ 2025
der Hanns-Seidel-Stiftung*

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

Prämierte Beiträge aus der Kategorie Texte für Kinder von 6 –12 Jahren

Caitlin de Vries, Der Weg ins Tal der Klüfte.	10
Linda Diesener, Spielverderber.	20
Manisha Sophia Dietrich, Mut ist eine Entscheidung.	28
Tina Döffinger, Lampenfieber	31
Jann Robert Finster, Mut der Zukunft.	35
Elise Haubold, Das Mutmacherchen.	40
Valeria Hermann, Die Geschichte von Vivien	47
Josefine Hoffmann, Die Angstprobe	53
Jana Sandrine, Es sind doch nur Steine.	54
Katharina Körting, Johanna will den Regenbogen kaufen.	61
Ronja Lukschanderl, Matteo und die Eule – eine magische Zeitreise. . .	68
Birgit Pontzen, Mattis traut sich was.	73
Melanie Roth, Fantasma	77
Henrike Säger, Der Löwe unter der Treppe	81
Martina Schnecke, Hohe Sprünge	85
Luca Will, Ein spannendes Fußballspiel	91

***Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Jugendliche von 13 –18 Jahren***

Yoela Aithnard, Mut – Ein Gedicht	94
Gia Linh Cao Nguyen, Liebesbrief.	95
Sanata Doumbia-Milkereit, Wir sind Mut	102
Olivia Stahlenburg, Ukulaja	104
Lukas Hägel, Mut gibt niemals nach	111
Gloria Janecki, Mutaubrüche – Mut mit Herz trotz Schmerz . . .	122
Dana Kumpfmüller, Elefantengras.	134
Helena Lindner, Nur ein Anruf	147
Lisa Mayerhofer, Hinter der Mauer des Schweigens	154
Eline Menke, In diesem endlosen Sommer	161
Marlene Prechtel, 2050	162
Leni Rauscher, Kian	172
Kristina Sambs, Monster-Me	177
Mirko Swatoch, Wagemut.	184
Jacob Misdroy, Durch den Wind	185

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

die Hanns-Seidel-Stiftung hat nun schon zum vierten Mal zum Schreibwettbewerb „Die Feder“ aufgerufen. Die Resonanz hat unsere Erwartungen übertroffen und erreichte Autorinnen und Autoren über die bayerischen Landesgrenzen hinaus, über alle Generationen hinweg. Am Ende zählten wir über 700 Einsendungen in den Kategorien „Geschichten für Kinder von sechs bis zwölf Jahren“ und „Geschichten für Jugendliche von dreizehn bis achtzehn Jahren“.

In diesem Jahr haben sich die Teilnehmenden mit dem Thema „Mut“ auseinandergesetzt. Ein Thema, das offenbar viele bewegt und die Autorinnen und Autoren inspirierte, es auf sehr unterschiedliche Weise und genreübergreifend zu interpretieren – mal an historischen Ereignissen orientiert, die Lebensrealität von jungen Menschen widerspiegelnd oder aktuelle Themen aufgreifend.

Die Kurzgeschichten und Gedichte sind oft eindrucklich, bestechen durch eine bildhafte Sprache und natürlich viel Fantasie und Kreativität. Die Geschichten sind meist im Alltag von Kindern und Jugendlichen verortet. Sie handeln von Mobbing und Ausgrenzung, von Mutproben, von Freundschaft, von Ermunterung und Selbstwirksamkeit. Fantasie, Traum und Hoffnung treffen immer wieder auf die Realität, aber die Leserin und der Leser werden dabei mit viel Empathie der Autoren begleitet.

Die 31 Siegergeschichten könnten unterschiedlicher nicht sein – eindruckliche Gedichte, sozialkritische Geschichten und die Auseinandersetzung mit historischen Ereignissen. Allen hier veröffentlichten Autorinnen und Autoren ist eines gemein: Sie alle überzeugten mit einem besonderen Gespür für Sprache und natürlich mit viel Fantasie

und großem Vorstellungsvermögen. Sie haben sich in ihre Charaktere hineinversetzt, andere Perspektiven gezeigt und oft zum Denken angeregt. Jede Geschichte zeugt von der Leidenschaft fürs Schreiben, der Fähigkeit die Leserin oder den Leser mit starken Worten zu erreichen und zu berühren.

An dieser Stelle möchte ich mich auch ganz herzlich bei unserer engagierten Jury bedanken: Prof. Dr. Oliver Jahraus, Dr. Ludwig Lenzgeiger, Patricius Mayer, Helmut Obst, Dr. Claudia Maria Pecher, Katharina Pillmann, Günther Schnatmann und Miriam Zöllich und unserer Mitarbeiterin Teresa Pfaffinger. Vielen Dank, ohne Sie wäre der Wettbewerb nicht möglich gewesen.

Ich wünsche Ihnen nun eine gute Lektüre und viel Freude mit der bunten Auswahl unserer Siegertexte!

Ihr Markus Ferber, MdEP und
Vorsitzender der Hanns-Seidel-Stiftung e. V.

*Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Kinder von 6 –12 Jahren*

Caitlin de Vries, 9 Jahre

Der Weg ins Tal der Klüfte

Am Rande eines großen Tals lebte auf dem großen Hügel eine Pferdeherde. Es war Nacht, der Vollmond schien strahlend vom Himmel, die Sterne glitzerten wie tausend Edelsteine. Die Herde war unruhig, denn irgendwas Geheimnisvolles schien in ihrer Mitte zu geschehen. Blitz, der Anführer der Herde, trat in ihre Mitte. Er sprach:

„Es ist so weit, heute Nacht werden wir ein neues Mitglied der Herde willkommen heißen können. Weiße Flocke hat mir gerade mitgeteilt, dass ihre Zeit gekommen ist.“

Ein großes, vielstimmiges Wiehern ging durch die Herde. Einige Pferde stellten sich auf die Hinterbeine, die Vorderhufe zum Jubeln gehoben.

Am Morgen, kurz vor der Dämmerung, wieherte Weiße Flocke. Alle Pferde der Herde hoben den Kopf. Sie wieherte noch einmal und rief die Herde zu sich. Voll Freude galoppierten sie an und stellten sich in einem Kreis um Weiße Flocke. Weiße Flocke stand stolz neben ihrem Fohlen. Als die Herde versammelt war, trat sie einen Schritt zur Seite und gab den Blick auf ihr Kind frei.

„Das ist Flecki“, sagte sie „ist er nicht wunderschön?“

Blitz trat hinter das kleine Bündel und stupste ihn mit der Nase an.

„Steh auf, mein Sohn. Lass dich ansehen.“ sagte er zu Flecki. Langsam öffnete Flecki die Augen und bestaunte die vielen großen Pferde.

„Oh, wie süß ist er“ und „Richtig putzig der Kleine“ ertönte es aus der Herde. Flecki ließ ein leises Wiehern hören und probierte aufzustehen, purzelte noch zweimal ins Gras und stand dann letztendlich wackelig auf seinen langen Beinen.

„Komm, ich stelle dich der Herde vor und zeig dir den besten Platz zum Gras“, sagte Blitz und stupste Flecki erneut an. Dieser tat seine ersten wackeligen Schritte auf die Herde zu. Nachdem er und sein Vater Blitz eine Runde durch die Herde gedreht hatten und er von allen

bestaunt und bewundert worden war, legte er sich mit einem Seufzer neben seine Mutter Weiße Flocke nieder und schloss die Augen.

Ein halbes Jahr war seit Fleckis Geburt vergangen. Aus dem Frühling war Sommer und dann Herbst geworden, der Winter stand vor der Tür. Das kleine Fohlen hatte viel erlebt und gelernt in dieser Zeit. Die Herde war über saftige Wiesen mit vielen Blumen und Kräutern gezogen, hatte hohe Berge überquert und war durch tiefe Flüsse gezogen. Flecki hatte diese Zeit sehr genossen und war zu einem stattlichen kleinen Fohlen herangewachsen, das viele Flausen im Kopf hatte. Blitz und Weiße Flocke liebten ihren kleinen Sohn.

Jetzt stand der Winter bevor und es war an der Zeit aufzubrechen. Blitz rief seine Herde.

„Es ist jetzt Zeit unsere Sommerweiden zu verlassen und ins Tal der Klüfte zu ziehen. Hier oben werden wir bald kein Futter mehr finden, darum müssen wir den weiten Weg nach Süden antreten. Denkt daran, es ist ein weiter und gefährlicher Weg. Wir müssen über diese eine tiefe Schlucht mit ihrer Brücke laufen, leider gibt es keine andere Möglichkeit“, sagte er.

Am nächsten Morgen brachen sie auf und um die Mittagszeit waren sie bereits an der gefährlichsten Stelle des Weges angelangt. Nur ein kleiner gewundener Pfad führte durch die schroffen Berge und endete an einer Schlucht. Über diese Schlucht führte nur eine schmale steinerne Brücke. Diese Brücke hatten einst Menschen gebaut, die dort schon lange nicht mehr wohnten.

Über diese Brücke konnten sie nur einer nach dem anderen rüber laufen. Blitz machte den Anfang, auch um zu sehen ob die Brücke noch stabil war. Auf der anderen Seite angekommen, rief Blitz seiner Herde zu: „Ich habe es geschafft. Kommt nun auch zu mir herüber. Einer nach dem anderen. Lauft langsam und vorsichtig, schaut nicht nach unten. Ihr schafft das.“

Was Blitz nicht wusste, war, dass aufgrund eines Unwetters in der Mitte der Brücke ein Felsen gesprungen war, aus dem immer wieder kleine Steinchen in die Tiefe fielen.

Die Überquerung der Brücke dauerte mit so vielen Pferden fast den ganzen Nachmittag. Ein Pferd nach dem anderen schritt über die Brücke. Die einen schneller, die anderen langsamer. Flecki und seine Mutter kamen als letztes, denn Weiße Flocke wollte, dass Flecki sich noch ausruhte, bevor sie diese gefährliche Brücke überquerten. Als die beiden an der Reihe waren, bekam es Flecki mit der Angst zu tun:

„Mama, ich habe Angst! Es geht da so tief nach unten. Ich fürchte mich. Ich möchte nicht über die Brücke laufen. Gibt es denn keinen anderen Weg?“

„Nein, mein Sohn, das ist der einzige Weg. Du musst darüber. Nimm deinen ganzen Mut zusammen und setze einfach einen Huf vor den anderen. Sieh nicht nach unten. Sieh nach drüben auf deinen Vater“, sprach sie ihm Mut zu.

Flecki nahm seinen ganzen Mut zusammen und schritt auf die Brücke hinaus, den Blick auf seinen Vater gerichtet, der ihn am anderen Ende erwartete. Weiße Flocke, seine Mutter, lief dicht hinter ihm. Beide Pferde waren in der Mitte der Brücke angekommen, als sie ein leises immer lauter werdendes Knirschen vernahmen. Plötzlich begann sich der Boden unter ihren Füßen zu bewegen. Der Riss im Gestein hatte sich vergrößert und der Stein brach nun in sich zusammen.

„Lauf, Flecki, lauf! Lauf zu deinem Vater. Renn so schnell du kannst!“ schrie Fleckis Mutter hinter ihm. Und Flecki rannte auf seinen Vater zu. Er spürte wie die Steine unter seinen Hufen bebten und zerbrachen. Er würde es nicht schaffen. Mit einem Sprung versuchte er die Strecke auf die andere Seite zu verkleinern. Aber er schaffte es nicht. Die Brücke war verschwunden und er stürzte in die Tiefe. Im letzten Moment beugte sich Blitz über den Rand der Schlucht und bekam Flecki am Schweif zu packen. Mit Hilfe der anderen Pferde zog er Flecki hoch. Während Flecki kopfüber über der Schlucht baumelte, erhaschte er noch einen letzten Blick auf seine Mutter, bis sie im Schwarz der Schlucht verschwand. Dann war er oben. Wie ein Häufchen Elend lag er neben der Schlucht und weinte und zitterte. Er rief nach seiner Mutter, doch sie antwortete ihm nicht mehr.

In dieser Nacht liefen die Pferde nicht mehr weiter. Blitz legte sich neben seinen kleinen Sohn, um ihm Trost zu spenden. Die anderen Pferde stellten sich um die zwei herum. Ein jedes beugte seinen Kopf und stupste Flecki mit den Nüstern an. Alle trauerten um Weiße Flocke und wollten Flecki zeigen, dass sie für ihn da waren. Aus Rücksicht auf Flecki blieb die Herde noch einige Tage in der Nähe der Schlucht. Sie ließen ihn weinen und trösteten ihn so gut sie konnten.

Eines Morgens, gerade als die Sonne aufging und die Dämmerung rot über die Berge leuchtete, erwachten Flecki, Blitz und die ganze Herde. Sie spürten, dass sie weiter mussten, denn der Winter war nicht mehr weit weg. Die ersten Schneeflocken fielen bereits aus grauen Wolken auf sie herab. Flecki wunderte sich über die kalten Blüten, die da vom Himmel herabsegelten und ihn in der Nase kitzelten.

„Papa, von welcher Blume sind diese weißen Blüten?“, fragte Flecki, während er hinter seinem Vater her stolperte.

„Das ist Schnee, mein Sohn, keine Blüten. Es wird Winter und wir müssen uns beeilen“, sagte Blitz.

In den kommenden Tagen schlug Blitz ein schnelleres Tempo an als in den vergangenen. Am Ende eines jeden Tages war Flecki so müde, dass er gar keine Kraft mehr hatte über seine Mutter nachzudenken, sondern immer sofort einschlief.

Aus dem leichten Schneefall wurde ein regelrechter Schneesturm. Die Flocken fielen schnell und hart vom Himmel. Bald sah man nicht mal mehr seine eigenen Hufe vor den Augen. Der Sturm dröhnte in den Ohren und verschluckte alle anderen Geräusche. Die Pferde liefen in einer langen Reihe. Blitz, der Anführer, vornweg, gefolgt von Flecki, der dicht an der Hinterhand seines Vaters blieb. Die anderen Pferde folgten ebenso. Jedes ganz dicht hinter dem anderen, so dass sie einander nicht verlieren konnten.

Plötzlich sah Blitz eine Felsformation, die er aus seiner Kindheit schon kannte. Als die Herde komplett versammelt war, sagte Blitz zu Flecki: „Geh du voran, Flecki, führe du die Herde, folge einfach immer dem Pfad bis du an eine Felswand kommst, dort gehst du nach links weiter

bis du vor einem Gestrüpp stehst. In diesem Gestrüpp ist der Eingang in eine Höhle versteckt. Dort werden wir warten bis der Schneesturm nachgelassen hat.“

„Warum ich, Papa? Rosti ist doch der Zweite in der Herde und sollte sie führen!“, sagte Flecki erstaunt.

„Ja das stimmt, aber ich werde mit Rosti ans Ende der Gruppe gehen, um den Pferden zu helfen, die alt und schwach sind. Ich habe Sorge, dass wir sie in diesem Sturm verlieren“, erwiderte Blitz und stupste Flecki auffordernd mit der Schnauze an.

Trotz aller Kälte und Müdigkeit spürte Flecki wie ihm warm ums Herz wurde.

„Auf geht’s“, rief Flecki mit etwas hoher Stimme. Aber die Herde folgte ihm eifrig. Der Pfad war trotz des Sturmes gut zu erkennen. Plötzlich ragte vor Flecki eine steile Felswand auf. Links oder rechts? Fragte sich Flecki, denn er konnte sich nicht mehr so genau erinnern. Links oder rechts? Flecki war sich schrecklich unsicher. Da stupste ihn Tobritus an, eines der älteren Pferde der Herde und schnaubte ihm leise zu:

„Links hat dein Vater gesagt. Lauf weiter und zeige deine Unsicherheit nicht. Du machst das sehr gut und wirst eines Tages ein mutiger und weiser Anführer sein.“

„Danke Tobritus, vielen Dank“, flüsterte Flecki zurück und lief nach links. Hier unter der Felswand fiel der Schnee nicht mehr ganz so dicht und ein Vorankommen war besser möglich. Nach einer langen Weile, als Flecki sich schon fragte, ob Tobritus vielleicht doch falsch gelegen war, sah Flecki das besagte Gestrüpp vor ihm aufragen. Er drückte die Zweige zur Seite und gab ein schwarzes Loch in die Felswand frei, welches gerade groß genug war, dass ein Pferd nach dem anderen durchschlüpfen konnte. Flecki blieb am Eingang stehen und ließ die Pferde an sich vorbeigehen. Nicht wenige schnaubten ein schwaches „Danke“. Er zählte sie und stellte fest, dass sieben noch fehlten. Er hoffte, dass Rosti und sein Vater die Pferde sicher mit in die Höhle bringen würden. Als alle in der Höhle waren ging Flecki als letzter hinein und stellte sich in ihre

Öffnung, wo er vom Schneetreiben geschützt war, aber den Pfad im Blick hatte. Und da wartete er, gefühlt eine Ewigkeit.

Es wurde bereits dunkel, als er schwache Formen auf dem Pfad ausmachen konnte, kurz darauf erkannte er seinen Vater und weitere Pferde.

„Vater, hierher, ihr habt es geschafft. Wir warten schon so lange auf euch“, rief Flecki erleichtert. Dann schoben sich sein Vater, Rosti und die sieben anderen Pferde an ihm vorbei.

„Danke, mein kleiner Flecki, dass du die Herde sicher hierher geführt hast. Ist unterwegs etwas passiert?“, fragte sein Vater als er sich den Schnee aus der Mähne schüttelte.

Flecki zögerte, er war sich nicht sicher, ob er erzählen sollte, dass er die Richtung an der Felswand vergessen hatte. Er wollte doch so gern, dass sein Vater stolz auf ihn sei.

Tobritus kam ihm zur Hilfe und sagte zu Blitz: „Blitz, dein Junge hat uns ganz hervorragend geführt. Du kannst stolz auf ihn sein.“ Flecki blickte ihn dankbar an.

Jetzt erst merkte Flecki wie müde er war. Die anderen Pferde hatten sich in der Höhle schon ihren Platz gesucht und einige schliefen sogar schon. Blitz legte sich am Eingang der Höhle nieder und Flecki kuschelte sich an ihn und schlief beinahe sofort ein.

Wie viele Tage Flecki, Blitz und ihre Herde in der Höhle ausharren mussten, bis der Schneesturm nachließ, vermochte Flecki später nicht mehr zu sagen. Was er aber sicher wusste, war, dass er schrecklichen, fürchterlichen Hunger hatte. Trinken konnten sie geschmolzenes Schneewasser, aber zu essen gab es einfach nichts in dieser Höhle. Den anderen Pferden ging es nicht besser, alle standen oder lagen mit gesenkten Köpfen in der Höhle herum.

Irgendwann meinte Flecki dann, dass die Schneeflocken vor dem Eingang weniger wurden. Und tatsächlich. Nach langer Zeit des Wartens ließ der Schnee endlich nach. Blitz streckte seine Nüstern aus der Höhle und schnupperte.

„Ich glaube der Schnee hat endlich nachgelassen. Kommt, lasst uns sofort aufbrechen, wir alle haben Hunger und brauchen was zu Essen“, sagte Blitz zur Herde gewandt. Er schritt aus der Höhle hinaus und versank fast sofort bis zum Hals im Schnee. Das wird wohl schwieriger werden als gedacht, sagte er zu sich und strampelte sich frei.

„Wir müssen uns erst unseren Weg bahnen“, sagte er „Ich gehe voran und ihr folgt mir dicht dahinter, nach einer Weile werden wir wechseln und die Starken unter euch werden den Weg bahnen. Flecki, du bist der letzte und achtest darauf, dass alle mithalten können.“ In Wahrheit wusste Blitz, dass Flecki lieber vorne bei ihm gelaufen wäre, aber die Schneemassen waren einfach zu hoch für seinen kleinen Sohn. Um seinen Stolz nicht zu verletzen, gab er Flecki diese wichtige Aufgabe.

Blitz stemmte sich gegen die Schneemassen und bahnte sich und den anderen einen Weg von der Felswand weg. Als er keine Kräfte mehr hatte, ließ er Tobritus vor, um selbst ein wenig zu verschlafen. In den letzten Stunden hatten sie nur wenig Weg zurückgelegt, aber vor ihnen konnte Blitz einen Wald erkennen. Im Wald hatten sie vielleicht die Möglichkeit Schnee mit den Hufen wegzuscharren und so an Futter ran zu kommen.

Es dauerte lange bis sie den Waldrand erreicht hatten. Die Sonne ging bereits hinter den Bergen unter und im Wald war es dämmerig. Nach kurzer Zeit erreichten sie eine Lichtung auf der der Schnee nur wenige Zentimeter hoch lag. Blitz scharrte mit den Hufen Schnee zur Seite und seine Herde tat es ihm nach. Kleine grüne Stängel ragten in die Höhe. Sie wieherten freudig und begannen zu grasen. Ein besonders grünes, saftiges Büschel ließ Blitz für Flecki.

„Danke, Vater“ gähnte Flecki und fraß das Büschel bis auf die Wurzeln ab. Blitz führte Flecki zu einem Baum hin, an dessen Wurzeln sich dieser zum Schlafen zusammenrollte. Auch der Rest der Herde suchte sich einen Schlafplatz und bald war die Lichtung nur noch vom sanften Licht der Sterne erfüllt. Nur Rosti stand am Rand der Herde und hielt Wache.

In den späten Nachtstunden hörte Rosti plötzlich Laute, die ihm die Haare zu Berge stehen ließen: Das langgezogene Heulen eines – nein mehrerer – Wölfe. Wölfe auf der Jagd. Rosti galoppiert zu seiner Herde und wiehert:

„Alle auf die Hufe! Wölfe kommen! Wölfe!“

Die ganze Herde sprang auf die Hufen und ein ohrenbetäubendes Wiehern brach los. Panik brach aus. Blitz sprang sofort in Aktion:

„Zusammenbleiben!“, wieherte er „Jeder sucht sich einen Partner und bleibt immer zusammen! Tob du gehst mit Gorla, Rosti bleib bei Fanny, jeder Hengst eine Stute und denkt an die langsamsten. Treffpunkt ist der Wasserfall im Westen. Auf jetzt und keine Panik!“

Aber dafür war es zu spät. Die Herde ging ihm durch und all seine Bemühungen Ordnung in die Herde zu bringen waren erfolglos. Jedes Pferd rannte in eine Richtung, nur die wenigsten hatten den Kopf behalten und hielten sich an Blitz' Befehle.

Das Heulen war jetzt sehr nahe. Blitz blickte in die Richtung aus der es zu kommen schien und konnte zwei graue Schatten zwischen den Bäumen entdecken. Er merkte wie auch die Panik von ihm Besitz ergriff. Er atmete ein paar Mal tief durch und erinnerte sich, dass er die Verantwortung für eine große Herde und für seinen kleinen Sohn trug. Er wieherte Flecki zu:

„Lauf zu Rosti und Fanny und mit ihnen zum Wasserfall, stelle sicher, dass alle aus der Herde da sind, bevor ihr weiterläuft. Wartet nicht auf mich!“

Flecki zitterte: „Aber Papa, was hast du vor?“

„Ich lenke die Wölfe ab. Ich renne direkt an dem Rudel vorbei und hoffe, dass sie mir folgen. Ich verschaffe euch Zeit, damit ihr entkommen könnt. Aber jetzt beeil dich, die anderen sind dir schon voraus“, sagte Blitz.

Flecki holte tief Luft und rannte los. Nach einigen Metern blieb er jedoch noch einmal stehen und drehte sich nach seinem Vater um. Blitz stand noch immer auf der mondbeschieneenen Lichtung und blickte in seine Richtung. „Lauf mein Sohn“, hörte Flecki Blitz flüstern. Dann senkte Blitz den Kopf und mit einem großen Schwung stieg er in die Luft,

wieherte und verschwand hinter den Bäumen. Flecki schaute ihm noch nach, doch dann erinnerte er sich an die letzten Worte seines Vaters, drehte sich um und rannte hinter Rosti und Fanny her, die bereits verschwunden waren. Flecki hatte große Angst, dass er die anderen nicht mehr finden würde. Der Wald war so dunkel und unheimlich. Er stolperte ständig über Wurzeln und Steine und holte sich Schrammen von dornigen Brombeerbüschen. Einmal flog ein Schatten über seinen Kopf hinweg und ein komischer Laut ertönte. Flecki warf sich nach links ins Unterholz und blieb zitternd liegen. Er hielt die Luft an und lauschte ins Dunkel hinaus.

„Puh, das war bestimmt nur eine harmlose Eule!“, beruhigte sich Flecki selbst. Doch dann hörte er Blätter rascheln und ein Schnüffeln. Plötzlich tauchte ein schwarzer Schatten in seinem Blickfeld auf, der sich langsam auf ihn zu bewegte. Flecki in seinem Versteck hielt die Luft an. Das Schnüffeln kam näher und näher und hielt vor seinem Unterschlupf an. Flecki konnte im Mondlicht graue Pfoten entdecken und einen buschigen Schwanz. Flecki hielt die Luft an und versuchte sein pochendes Herz zu beruhigen. Da ertönte aus der Ferne Wolfsgeheul. Der Schatten hob den Kopf und lauschte, dann machte er auf einmal kehrt und rannte in die Richtung aus der das Geheul erklangen war.

Flecki atmete ein paar Mal ein und aus und kam aus seinem Versteck hervor. Es war sehr still. Flecki spitzte seine Ohren und lauschte nach allen Richtungen. Aus Westen meinte er Wiehern und Hufgeklapper zu vernehmen. Etwas langsamer und vorsichtiger machte er sich auf den Weg.

In der Morgendämmerung, gerade als die Sonne am Horizont aufging, erreichte er den Wasserfall. Alle Pferde schienen da zu sein. Sie standen und lagen um das Wasserbecken herum. Alle Pferde – außer Blitz. Flecki ging langsam auf die Herde zu und suchte mit ängstlichen Blicken nach seinem Vater, doch er fand ihn nicht.

Tobritus entdeckte das Fohlen und lief mit wehender Mähne auf ihn zu. „Flecki, Flecki, geht es dir gut? Wo warst du so lange, wo ist dein Vater?“

„Oh Tobritus ist er denn noch nicht hier? Es war so schrecklich und ich hatte solche Angst.“ Dann erzählte Flecki von der gruseligen vergangenen Nacht und davon, dass Blitz ihn allein weitergeschickt hatte, um selbst die Wölfe auf eine andere Spur zu lenken.

Tobritus ließ den Kopf hängen und meinte: „Es hilft alles nichts, wir müssen jetzt aufbrechen. Wir müssen weiter, sonst schaffen wir es nicht mehr bis zum Tal. Alle sind müde und sehr erschöpft und sehnen sich nach Ruhe.“ Flecki schluckte die aufkommenden Tränen hinunter und nickte tapfer, denn er wusste, dass Tobritus Recht hatte und auch sein Vater hatte ihm genau das aufgetragen. Weitergehen, wenn nötig auch ohne ihn.

Doch in diesem Augenblick hörten sie hinter sich klappernde Hufe und sie fuhren beide herum. Blitz brach aus dem Unterholz hervor, mit Wolfsbissen übersät, Kratzer am Hals und einer blutenden Flanke.

Jetzt musste Flecki doch ein wenig weinen und laut vor Freude wiehern lief Flecki auf seinen Vater zu und vergrub seine Nüstern in dessen Mähne.

„Papa, Papa, da bist du ja, ich hatte solche Angst um dich, als ich hier ankam und du nicht da warst, da dachte ich...“ Flecki konnte vor Tränen nicht weitersprechen.

Blitz antwortete: „Es ist alles gut gegangen und du warst sehr mutig, mein Sohn. Ich bin so stolz auf dich. Jetzt müssen wir aber wirklich weiter, denn die Wölfe sind noch in der Nähe.“

Und so brach die Herde mit der aufgehenden Sonne im Rücken auf. Am Abend in der Dämmerung erreichten sie den Bergkamm von wo aus das Tal der Klüfte sich unter ihnen ausbreitete. Die Herde galoppierte den steilen Hügel hinunter und auch Blitz und Flecki machten sich an den Abstieg. Sie erreichten die große alte Eiche und wussten, dass sie für den Winter in Sicherheit waren. Hier gab es die ganze Zeit über grünes Gras, frisches Wasser und grüne Wälder. In der Ferne sahen sie andere Pferdeherden grasen. Die ganze Anspannung der letzten Wochen fiel von Flecki ab und er freute sich schon darauf neue Freundschaften zu schließen.

Linda Diesener, 12 Jahre

Spielverderber

Das Klingeln ihres Handys riss Chris aus dem Schlaf. Verschlafen tastete sie nach ihrem Handy und schlug träge die Augen auf. Rasch kniff sie die Augen wieder zusammen, als ein Sonnenstrahl sie jäh blendete. „Christine, könntest du schnell den Toast aus dem Toaster holen. Ich glaube er verbrennt gerade, und ich kann eben nicht“, schallte die Stimme ihrer Mutter in ihr Zimmer. Chris stöhnte. Der Tag beginnt großartig, dachte sie ironisch. Endlich bekam sie ihr Handy zu fassen, sie wollte gerade rangehen, als das Klingeln verstummte. Sie hatte den Anruf verpasst. Fluchend rappelte sie sich auf und warf einen Blick auf ihr Handy.

Ein verpasster Anruf. Kontakt: Izzy

Ihr Kontakt hat eine Nachricht hinterlassen

Chris klickte die Sprachbox an, und die helle Stimme ihrer Freundin erklang: „Hi Chris wie geht’s? Ich und die anderen beiden gehen heute shoppen, in der Stadt. Wenn du Bock hast, mitzukommen, komm einfach vorbei. Tschüssi!“ Mit den anderen meinte Izzy Helen und Miriam, Miri genannt. Die vier waren eine unzertrennliche Freundesgruppe, bereits seit dem Kindergarten. Sie taten alles gemeinsam, jede konnte sich auf die andere verlassen. Rasch schickte Chris eine Nachricht an Izzy: „Hi Izzy, ich komm gerne vorbei. Bis gleich!“ Dann stürmte sie mit wehendem Haar in die Küche und rettete gerade noch den Toast aus dem Toaster. Schnell schlüpfte sie in ihr Lieblingsoutfit und zog sich wie jeden Tag ein Stirnband über den Kopf, mit dem sie ihre langen blonden Haare aus dem Gesicht hielt. Eine halbe Stunde später stand sie vor Izzys Haus. Diese wartete bereits, Helen und Miri waren ebenfalls schon da. Sie wurde mit einer Gruppenumarmung begrüßt, dann gingen die Freunde beschwingt los. Einige Zeit später ratterten die Mädchen gemeinsam, bereits mit vollen Tüten, eine Rolltreppe nach oben und unterhielten sich lachend. „Helen, gibst du mir mal mein Handy?“, forderte Izzy. Die ruhige He-

len trug die Taschen von allen, da sie der Meinung war „es würde ihr nichts ausmachen“. Chris glaubte das nicht wirklich, doch Izzy war, zwar inoffiziell, aber dennoch eindeutig, das Alpha der Freundesgruppe. Helen strich ihre schwarzen Haare zurück und kramte Izzys Handy hervor. Miri begann plötzlich zu kichern, sodass der viele Schmuck an ihrem Hals, ihren Armen und Ohren, den sie gerne trug, klimperte. „Schaut mal, wer das ist!“, grinste sie und deutete auf eine Person vor einem billigen Klamottengeschäft. Helen und Izzy begannen zu lachen. Chris streckte den Kopf, um besser sehen zu können, worüber sie lachten, schließlich war sie ziemlich klein. Es war Luna, ein Mädchen aus ihrer Klasse. Sie hatte sehr helles Haar und trug gerne bunte, etwas kindliche Klamotten. Aus diesem Grund machte sich Chris Clique schon seit längerer Zeit über sie lustig. Chris wusste, dass es nur als Witz gemeint war, dennoch fand sie es blöd. Izzy hob in dem Moment ihr Handy an und schoss von hinten ein Foto von Luna. Sie tippte ein paarmal auf den Bildschirm, dann lächelte sie zufrieden. „Gepostet“, erklärte sie. „Lösch das, Izzy. Das ist echt gemein“, forderte Chris. Doch Izzy lachte nur: „Sei doch nicht immer so weich, Chris. Ach, übrigens Leute, in drei Wochen feiere ich meinen 13. Geburtstag! Wir machen eine Poolparty!“ Die Mädchen kreischten aufgeregt. Und schon war die Sache mit Luna vergeben und vergessen. Als Chris am Abend zuhause ankam, war sie müde. Doch der Tag mit ihren Freundinnen war schön gewesen.

Am nächsten Morgen versuchte Chris angestrengt, Izzys aufgeregte Stimme auszublenden. Ihre müden Ohren ertrugen so früh am Morgen, auf dem Schulweg, noch nicht so viel Lärm. Sie ging lieber zu Helen, die stumm auf ihr Handy blickte. „Was guckst du?“, wollte Chris wissen. Helen reichte ihr wortlos ihr Handy. Auf dem Bildschirm war Izzys fieser Post von Luna zu sehen. Er hatte schon ziemlich viele Likes und viele blöde Kommentare. Chris fühlte schlechtes Gewissen in sich aufsteigen. „Hey Chris, hast du die Mathehausaufgabe gemacht? Ich nicht“, unterbrach Miri im selben Moment ihre Überlegungen. „Mist, ich auch nicht“, fiel Chris ein. „Kein Problem, ihr könnt schnell von mir abschreiben“, schlug Izzy vor. „Von mir auch gerne“, ergänzte Helen. Chris

lächelte. Sie war sehr dankbar für ihre Freundinnen. Und so schlimm war der Post nun auch nicht gewesen. Als sie im Klassenzimmer ankamen, herrschte reges Treiben. Die Jungen warfen Papierflieger durch das Zimmer, während ein paar Mädchen Smileys auf die Tafel zeichneten. Izzy, Helen und Miri setzten sich gemeinsam in eine Reihe mit 3 Sitzplätzen. Unglücklich nahm Chris allein in der Reihe dahinter Platz, doch Izzy stand auf und setzte sich neben sie. „Niemand sitzt allein“, erklärte sie lächelnd. Chris umarmte sie. Im selben Moment betrat Luna schüchtern den Raum. Miri lachte: „Guck mal, wie traurig die kleine Loserin guckt. Hat vermutlich Albträume, weil ihr Einhorn Kuschtier weg ist.“ „Hat sie wohl verloren, was?“, ergänzte Helen spöttisch. „Wo ist es wohl? Ich habe keine Ahnung!“, schloss sich Izzy an. Sie sprach betont langsam, die Ironie war deutlich herauszuhören. Chris grinste. Sie wusste ganz genau, wo Lunas Einhorn Kuschtier war, sie selbst hatte dabei geholfen, es in die Mülltonne zu stopfen. Das war ziemlich lustig gewesen. „RUHE!“, schrie im selben Moment ihre Mathelehrerin, die den Raum betreten hatte. Die Klasse verstummte schlagartig und setzte sich brav auf ihre Plätze. Im Laufe des todlangweiligen Matheunterrichts nickte Chris mehrere Male beinahe ein, bis Izzy ihr zuflüsterte: „Hey, Chris. Ich habe da so eine Idee. Luna betreffend.“ Chris war auf einen Schlag hellwach. Izzys Ideen waren meistens ziemlich verrückt. Wenn es um Luna ging, war es vermutlich fies. Dennoch war sie gespannt, was Izzy plante. Einerseits war Luna nett, aber sie war, der Meinung von ihr und ihren Freundinnen nach, schrecklich kindlich und einfach dumm. Nach der Stunde, in der Pause, fand die Clique endlich einen Zeitpunkt, um sich zu unterhalten. „Leute“, begann Izzy. „Ich habe da so eine Idee. Hoffentlich seid ihr mutig genug dafür.“ Izzy flüsterte ihren Freundinnen etwas zu. „Lunas Haustür beschmieren?“, versicherte sich Helen. „Psst“, ermahnte Izzy sie: „Das muss ja nicht jeder wissen.“ Sie senkte die Stimme: „Wir werden etwas... naja, nettes kleines mit schwarzem Marker auf die Tür schreiben, ihr wisst schon.“ Sie zwinkerte verschwörerisch und fuhr fort: „Wir klettern in den Hof von Lunas Haus, ohne erwischt zu werden. Das dürfte nicht sonderlich schwer sein, ich glaube kaum, dass Lunas Eltern

sehr reich sind und sich eine Alarmanlage leisten können. Sonst könnten sie ihr auch mal anständige Kleidung besorgen.“ Sie unterbrach sich erneut und kicherte: „Also dürfte es kein Problem sein, da reinzukommen. Ihr wisst ja, Mädels, no risk, no fun. Also, zieht ihr durch? Oder traut ihr euch nicht?“ Miri stimmte sofort zu. Auch Helen nickte. Nun blickten alle Chris an. „Na, bist du wohl nicht mutig genug?“, witzelte Izzy und boxte sie freundschaftlich. „Doch“, widersprach Chris: „Ich bin dabei.“ Izzy klatschte in die Hände. „Perfekt. Wir treffen uns heute Nachmittag bei mir.“ Chris zuckte mit den Schultern. Was solls, dachte sie. Ein bisschen Nervenkitzel würde ihrem öden Leben ohnehin guttun.

Als sie am Nachmittag bei Izzy eintraf, war sie diesmal die erste, vor Helen und Miri. Izzy begrüßte Chris, schien aber mit den Gedanken woanders zu sein. „Was meinst du, welchen Spruch sollen wir auf die Tür schreiben?“, wollte Izzy wissen. Chris zuckte mit den Schultern. Einige Minuten später kamen auch Helen und Miri. Die vier setzten sich zusammen und diskutierten über den Spruch und das Vorgehen. Beim Spruch überlegten sie lange. Einige recht einfallslose Dinge wie: Ich bin eine Loserin. Hier wohnt jemand sehr dummes, wurden vorgeschlagen, doch schließlich einigten sie sich auf:

Hier wohnt die

Lächerliche

Unfassbar peinliche

Nichtsnutzige

Armselige

Niemand mag dich!

Zufrieden kicherten sie und begannen, ihr Vorgehen zu planen. Als Chris am Abend nach Hause kam, war sie ganz hibbelig vor Vorfreude. Besonders nett war es nicht, aber Chris hatte noch nie ein richtiges Abenteuer erlebt. So wie die Aktion mit dem Einhorn Kuschtier und der Mülltonne würde das sicher lustig werden. „Na, Christine, wie war es? Hattet ihr Spaß?“, wollte Chris Mutter wissen. „War gut“, antwortete Chris wahrheitsgemäß. „Kannst du noch eine Runde mit Dachs rausgehen?“, bat Chris Mutter sie. Chris nickte. Dachs war der klei-

ne, schwarz-weiß gemusterte Schnauzer der Familie. Chris zog sich rasch an und ging mit Dachs nach draußen. Es dämmerte bereits, und Chris lief ihre Lieblingsrunde am Bach entlang. Sie sog tief die abendliche Luft ein, und genoss die Atmosphäre, als ihr jemand entgegenkam, den sie gar nicht erwartet hätte. Luna. Luna strahlte, als sie Chris entdeckte. „Hi Chris! Wie schön dich zu sehen!“, begrüßte sie Chris. Chris nickte nur halbherzig. Davon ließ Luna sich aber nicht abbringen. Sie senkte ihre Stimme und klang nun traurig: „Ich wollte sowieso mal mit dir sprechen. Ich habe das Gefühl, deine Freundinnen mögen mich nicht sonderlich. Lästern sie?“ Da hat dein Gefühl recht, dachte Chris. „Vielleicht, weiß nicht“, log Chris. Wieso versuchte sie nett zu sein? Sie konnte Luna doch offen sagen, dass sie sie hassten. „Kannst du sie vielleicht mal fragen, warum sie mich nicht mögen?“, fragte Luna hoffnungsvoll. „Wie auch immer, ich muss weiter“, erklärte Chris anstelle einer Antwort. Luna sackte in sich zusammen. Dann ging Chris, ohne Luna noch einmal anzusehen.

Der nächste Vormittag in der Schule zog sich wie Kaugummi. Chris wollte keine Nervosität zeigen, sie wollte cool bleiben, doch so etwas hatte sie noch nie gemacht. Unter die Aufregung mischte sich auch etwas Angst. Was sollte sie ihren Eltern erzählen, sollten sie erwischt werden? Den Nachmittag verbrachte sie größtenteils am Handy, mit ihren Freundinnen schreibend, Fotos postend und Videos anschauend. Als es langsam dunkel wurde erzählte sie ihren Eltern, sie würde bei Izzy übernachten. Dann brach sie auf. Als sie am Treffpunkt ankam, wo die drei anderen schon warteten, schickte der Mond bereits sein silbriges Licht durch die Stadt. Izzy blickte auf die Uhr. „Halb zehn“, verkündete sie. Zu viert schlenderten sie unauffällig in die Straße von Lunas Haus. In diesem gingen gerade die letzten Lichter aus. Miri wollte schon los, doch Izzy hielt sie zurück. „Noch zu früh“, flüsterte sie, und deutete auf das Leuchten aus dem Fenster des Nachbarhauses: „Die Nachbarn sind noch wach.“ Die Mädchen setzten sich auf eine nahegelegene Bank im Park und warteten fast zwei weitere Stunden. Ihre einzige Rettung waren dabei die Snacks, die Helen glücklicherweise mitgenommen hatte. Dann

endlich verkündete Izzy: „Los geht´s.“ Die vier schlichen leise durch die dunkle Straße, die nur spärlich von einigen verdreckten Laternen erhellt wurde. Perfekte Bedingungen. Vorsichtig tasteten sie sich weiter voran und erreichten Lunas Haus. Der kleine Vorgarten war umrahmt von einem eisernen Zaun, das Tor war verschlossen. Izzy kletterte über den niedrigen Zaun, ihr hinterher Helen und Miri. Chris wollte gerade ihr Bein über den Zaun schwingen, als Vernunft und schlechtes Gewissen sie auf einmal mit voller Wucht trafen. Ihre Gedanken fegten durch ihren Kopf wie aufgewirbelter Staub. Was tust du hier? Bist du wahnsinnig?! Was, wenn du erwischt wirst? Wie kannst du so fies sein? Hallo?! Das sind deine Freundinnen, du kannst sie nicht im Stich lassen! Es ist doch nur ein Spaß! SO schlimm ist das nun auch nicht! Es war wie ein stummes Duell in ihrem Kopf. Sie hätte nicht gedacht, dass ein Schritt so schwer sein könnte. Izzy legte den Kopf schief: „Chris? Kommst du? Ist doch keine große Sache.“ Du zögerst zu lange, siehst du, wie sie dich ansehen? Sie denken, du wärst feige. Nein! Tu das nicht! Aber sie sind deine Freundinnen! Aber du bist ein guter Mensch! Aber du hasst Luna! Chris Kopf pochte, es schien, als wolle alles sie erdrücken. Mach es jetzt! Nein! Meine Güte, das ist doch nicht schwer, steig jetzt einfach über diesen Zaun! Ich kann das nicht! Sie werden enttäuscht von dir sein, du bist ein Spielverderber. Das hier ist kein Spiel! Doch Chris, es ist nur Spaß! Nein, es ist kein Spaß, das ist kein Spaß! Das ist Mobbing, wieso checkst du das nicht? In ihren Kopf drängte sich das Bild von Luna, die eigentlich so nett war und gerade nichts ahnend und friedlich schlief. Sie dachte an all die Momente, in denen die Clique Luna gemobbt hatte, in denen ihr Gesicht traurig erschlafft war, in denen Chris gedacht hatte, das wäre alles Spaß, doch das war es nicht, und das war es auch noch nie gewesen. Auf einmal wusste sie, was die richtige Entscheidung war. Denn sie war nicht feige, wenn sie die Aktion nicht mitmachen würde. Sie war eigentlich die ganze Zeit schon feige. Sie musste nicht mutig sein, um ein Haus zu beschmieren, sondern um sich gegen ihre eigenen Freunde zu wenden. Auch wenn das schwer war. „Nein. Ich komme nicht“, sagte sie langsam und betont. Mit diesen Worten drehte sie

sich um und ging davon. Ganz gemächlich, ganz selbstsicher. „Feigling“, hörte sie Helen zischen. „Wir brauchen dich sowieso nicht“, giftete Izzy. Doch Chris war es egal.

Als sie am nächsten Morgen ihre übliche Runde mit Dachs lief, fühlte sie sich merkwürdig. Irgendwie bedrückt, traurig und enttäuscht von ihren Freundinnen. Doch irgendwie auch frei und leicht, sie hatte nun kein schlechtes Gewissen mehr, und sie wusste, dass das, was ihre Freundinnen getan hatten, falsch war. Die Erinnerung an die gestrige Nacht kam heftig zurück, als Chris Weg sie an Lunas Haus vorbeiführte. Tatsächlich: Auf der Haustür stand mit schwarzem Edding der fiese Spruch. Die Mädchen hatten es also gemacht. Doch vor der Haustür, verzweifelt, mit tränenüberströmtem Gesicht, stand Luna, und versuchte, die schwarze Schrift mit einem Lösungsmittel weg zu schrubben. Chris hatte Mitleid mit Luna. Sie atmete tief durch dann ging sie zu Luna und tippte ihr sanft auf die Schulter. Luna zuckte zusammen. Chris lächelte ihr zu. „Hi Luna. Alles ok?“, fragte sie, obwohl sie wusste, dass es natürlich nicht so war. Aber sie brauchte irgendeinen Einstieg in das Gespräch. Luna schüttelte den Kopf. Chris deutete mit dem Kopf auf die Schrift: „Das ist echt fies. Seit wann ist das da?“ Luna blickte sie wütend an: „Ich habe verstanden, dass du mich auch hasst, Chris. Du brauchst mir nichts vorzuspielen. Ich weiß genau, dass du und deine dumme Clique das wart. Wahrscheinlich sitzen sie hier irgendwo, und filmen mich gerade, damit sie wieder etwas über die dumme Luna posten können!“ Chris zögerte nicht. Sprach das aus, was sie dachte, versuchte, all das irgendwie zu entschuldigen. „Es tut mir echt leid, Luna. Ich weiß, dass ich und Izzy, Miri und Helen echt unmöglich waren. Und ehrlich gesagt glaube ich nicht, dass es den dreien leidtut. Aber mir tut es das. Weil sie nämlich nicht mehr meine Clique sind. Ich will ehrlich sein, ich habe die Aktion mitgeplant, bin mitgekommen. Aber kurz bevor wir den Spruch aufschreiben wollten, habe ich realisiert, was ich da eigentlich tue. Also habe ich mich umentschieden. Gegen die Aktion, gegen die Clique. Weil ich dich echt nett finde, aber nur mitgemacht habe, weil ich sonst als feige oder uncool gegolten hätte. Es tut mir leid, wie ich über dich gelästert habe, wie ich dich geärgert habe und wie abweisend ich war, als

ich dir letzten Nachmittag begegnet bin. Eigentlich hätte ich da schon einsehen müssen, dass ich die Aktion nicht mitmachen sollte. Aber ich war blind. Ich verstehe, wenn du diese Entschuldigung nicht akzeptieren willst, du hast genug Grund dafür. Aber ich will es dir mal gesagt haben. Ich stehe auf deiner Seite“, erklärte Chris. Sie blickte Luna an. Die blickte ungläubig zurück. „Ist das dein Ernst?“, fragte sie. Anstelle einer Antwort griff Chris nach dem Lappen. „Komm, ich helfe dir“, meinte sie, und begann, die Schrift abzuschrubben. „Chris“, sagte Luna. „Du bist echt stark, dass du sowas machst. Und mutig.“ Chris lächelte. Luna hatte Recht, das war eine richtige Entscheidung gewesen. Sie hatte schon immer Angst gehabt, ihre Freundinnen zu verlieren, doch nun hatte sie genau das freiwillig getan und es war gut gewesen. Manchmal muss man sich seiner Angst stellen, um die richtige Entscheidung zu treffen, dachte sie.

Manisha Sophia Dietrich, 12 Jahre

Mut ist eine Entscheidung

Als ich klein war, konnte ich das W und das M nicht auseinanderhalten. Mut, Wut – sie sahen gleich aus, verdrehten sich in meinem Kopf und manchmal auch in meinem Leben. Heute denke ich, dass das gar nicht so falsch war. Denn Wut kann ein Anfang sein. Aber ohne Mut bleibt sie stecken. Und Mut ist oft nichts Anderes als Geduld – das Aushalten, Dranbleiben, auch wenn es schwer ist.

Wut war das, was ich als Erstes spürte. Wut, weil mein Bruder eine Taschentuchpackung bekam und ich nicht. Wut, weil eine AfD-Politikerin mir auf einem Straßenfest erst ein Geschenk reichen wollte – bis sie meine dunklen Haare und die Haut meiner Mutter sah und ihre Hand zurückzog. Wut, weil andere über mich entschieden, ohne mich zu kennen. Aber Wut allein reicht nicht. Sie brennt, sie kämpft – doch sie baut nichts auf. Sie kann antreiben, aber auch verbrennen.

Mut kam bei mir später hinzu. Nicht als große, laute Tat, sondern als ein leises Dennoch.

Mut ist nicht immer stark. Manchmal ist Mut einfach Geduld. Geduld, wenn man wie ich aus dem französischen Schulsystem kommt und plötzlich auf Deutsch schreiben soll – mündlich fließend, aber schriftlich wie eine Fremde. Mut ist, eine 6 in Deutsch zu bekommen und trotzdem weiterzuschreiben. Sich langsam, mühsam zu verbessern. Mut ist zu wissen, dass andere einen an Noten messen, aber man selbst an etwas Anderem wächst.

Mut kann auch gegen Erwartungen gehen. Meine Eltern – beide Akademiker, mein Vater Professor, meine Mutter Juristin – hätten mich aufs

Gymnasium schicken können. Aber sie wählten die Realschule, weil sie für mich der richtige Weg war. Mut war, dort zu sein und es auszuhalten, wenn andere mich anders sahen. Wenn sie wussten, dass ich Geige spielte, dass ich gut war – und trotzdem nicht ganz dazugehörte, weil der Stempel „Realschule“ blieb. Mut ist, Dinge auszuhalten, die nicht zu ändern sind – und trotzdem an sich selbst zu glauben.

Aber Mut ist nicht nur Aushalten. Mut ist auch Suche.

Ich verstehe mich selbst noch nicht ganz. Wer bin ich? Wohin gehe ich? Ich bin 12, meine Welt ist noch klein: Familie, Schule, Freunde, Aktivitäten. Ich bin in eine Welt hineingeboren, deren Regeln ich oft nicht verstehe – und oft falsch finde. Aber Mut ist genau das: Weiterzusehen. Und zu glauben.

Mut ist auch eine Haltung. Es ist, den Müll anderer aufzuheben, weil mich der Anblick traurig macht. Es ist, sich nicht nur über Umweltzerstörung aufzuregen, sondern daran zu glauben, dass Veränderung möglich ist – und Teil der Lösung zu sein.

Ich habe Wut gespürt, weil die ältere Generation uns eine kaputte Welt hinterlässt. Aber ich will nicht in Wut stecken bleiben. Ich will an Möglichkeiten glauben. An Magie. Mut ist, weniger zu haben, obwohl man mehr haben könnte. Wir hatten nie ein Auto – weil wir es nicht wollten. Mut ist, im kleinen Laden zu kaufen statt bei der großen Kette. Den Zug zu nehmen statt das Flugzeug. Nicht immer den einfachsten Weg zu wählen, nicht immer billiger und schneller, sondern bewusster.

Mut ist auch, kein Smartphone zu wollen, obwohl alle eins haben. Weil ich klettern will. Weil ich draußen sein will. Weil ich leben will, ohne meine Willenskraft daran zu verschwenden.

Und Mut ist, an eine Zukunft zu glauben, in der meine Identität nicht als Fremdheit gesehen wird, sondern als Möglichkeit. Ich bin deutsch,

ich bin indisch, ich bin von vielen Orten geprägt, von starken Eltern und Menschen mit starken Meinungen. Vielleicht bin ich ein Mensch der Zukunft – eine Zukunft, in der ich einfach Manisha bin. Mit meinem Mut, meinen verschiedenen Facetten.

Mut ist, mich nicht in eine Schublade stecken zu lassen.

Mich selbst anzunehmen, auch wenn ich mich noch nicht ganz verstehe. Trotz allem – und mit allen – meinen eigenen Weg zu gehen. Und daran zu glauben, dass wir in einer Welt leben können, die genügsamer und zufriedener ist. Wo wir klettern, spielen – und nichts nehmen, was nie unseres war.

Tina Döffinger, 64 Jahre

Lampenfieber

Manchmal, wenn man Glück hat – und besonders dann, wenn es ganz dringend gebraucht wird das Glück, weil sonst etwas einen ganz unschönen Verlauf nimmt, also dann, wenn das Glück gerade unterwegs ist zu dir mit einer guten Idee im Gepäck, ja dann kann sich alles zum Guten wenden.

Leon hatte nämlich Fieber. Kein gewöhnliches Fieber, das man bei einer Grippe oder einer starken Erkältung hat. Denn wenn es normales Fieber gewesen wäre, am Tag, als die Aufführung stattfand, hätte er einfach ab-sagen können. Bzw. seine Mutter hätte ihn entschuldigt. Aber sein Fieber war von einer anderen Art, keines, das mit Körpertemperatur zu tun hat. Es ist eines, das Lampenfieber heißt, aber auch nichts mit Lampen zu tun hat, zumindest nicht mit der Nachttischlampe in seinem Zimmer. Wohl eher mit den Lichtern der Lampen, die auf einer Bühne auf ihn gerichtet werden. Diese machten ihm Angst, so große Angst, dass er vor kurzem beim Schulfest während der Aufführung von der Bühne gerannt war. Er verstand es selber nicht. Er konnte singen und war ja nicht alleine den Lichtern ausgesetzt. Mit ihm standen seine Klassenkameraden auf der Bühne und sie sangen im Chor. Also, er sang ja nicht mit, nach den ersten Takten war er hinter der Bühne verschwunden.

Und jetzt sollte es wieder eine Aufführung geben. Alle Eltern, Freunde und Verwandte wurden eingeladen. Eine Zirkusaufführung. Leon hatte sich selbst für die Clowngruppe entschieden. Woche für Woche hat er mit seinen Mitschülern geprobt. Sein bester Freund war sogar mit ihm in der Gruppe. Die einzelnen Übungen und die kleinen Szenen, die sie zusammen entwickelten, hatten ihm großen Spaß gemacht. Am besten gefiel ihm das Spiel mit alltäglichen Gegenständen, die so betrachtet wur-

den, als sähe man sie zum ersten Mal. So wird zum Beispiel aus einem Besen ein Mikrofon.

Heute ist die Generalprobe, also die letzte Probe vor der Aufführung mit Kostümen. Alle Stücke werden in der richtigen Reihenfolge gespielt. Die Clowns haben mehrere Auftritte, die zwischen der Trapeznummer, dem Einrad-Stück, dem Seillaufen, der Akrobatik und der Diabolo-Nummer liegen.

Leon hatte sich gerade seine bunt gestreifte Hose angezogen und wollte sich die rote Nase überstreifen, da spürt er, wie etwas in ihm schwer wird und zu Boden fällt. Sein Mut verlässt ihn. Er sieht gerade noch, wie er mit wehendem Hemd aus dem Zimmer eilt und die Tür zuschlägt. Wie sollte er jetzt ohne Mut spielen? Leon spürt, wie das Fieber auch ohne Lampen in ihn kriecht und er sich nicht bewegen kann. Sein Herz klopft wie ein wildgewordener Tiger im Käfig.

Die Stimmen der anderen Kinder nimmt er nur noch wie aus weiter Entfernung wahr.

„Leon, was ist los?“ „Ist was mit deinem Kostüm?“ „Sollen wir tauschen?“ Aber Leon schweigt. Lange. Nach einer ganzen Weile flüstert er verschämt: „Ich habe Lampenfieber!“ Jetzt ist es raus. Und niemand weiß nun weiter. Da helfen auch alle Versuche nicht, ihn zu ermutigen.

„Du kannst das doch so gut!“ „Und wir brauchen dich in der Truppe.“ „Ohne dich geht es nicht!“ „Und wir wollen auch nicht ohne dich spielen.“ Zum Glück kommt genau zur rechten Zeit das Glück zur Tür herein. Dieselbe Tür, aus der der Mut verschwunden war. Ein wenig atemlos, verstrubbelt und mit roten Backen steht es plötzlich vor Leon. „Bin ich zu spät?“ japst es direkt in Leons etwas ratloses und überraschtes Gesicht. „Ich hoffe nicht!“, beantwortet es sich selbst seine Frage und holt die Idee aus dem grün gepunkteten Rucksack.

Die Idee streicht ihr zerknittertes Samtröckchen glatt und ruft: „Tadaaa!“ das hier könnte vielleicht helfen.“ Sie zieht an einem Stab, den sie in ihren Händen hält und vor den Augen der Kinder entfaltet sich ein überdimensionales Gerät zur Lampenfieber-Messung. Leon klopf das Herz bis zum Kinn, als die gute Idee den Kindern ihren Plan erklärt. Das Glück reibt sich die Hände und verspricht, sich die Vorstellung anzuschauen. Am nächsten Tag ist der rot-schwarze Vorhang aufgebaut, hinter dem sich alle Kinder für ihren jeweiligen Einsatz bereithalten. Die ersten Zuschauer strömen bereits in den Saal und suchen sich ihren Platz. Und wie mit der guten Idee besprochen, stellen die Clowns einen Stuhl an den rechten hinteren Bühnenrand. Leon erklärt dem Lampenfieber, dass es während der Vorstellung dort bitte Platz nehmen soll. Denn es ist klar, dass es nicht ganz verschwinden wird, aber auf dem Stuhl konnte es schließlich eine Weile sitzen. So würde es Leon nicht in die Quere kommen, wenn er auf der Bühne seine Rolle spielt.

Leons Atem geht schnell und flach. Er hofft, dass das Lampenfieber wirklich auf dem Stuhl sitzen bleibt und nicht einfach aufspringt, ihn schnappt und Ach, er will jetzt nicht daran denken. Er nickt dem Fieber zu und verschwindet hinter dem Vorhang zu den anderen. Das Lampenfieber sitzt. Etwas unwillig. Aber immerhin.

Bevor die Vorstellung beginnt und die Kinder sich zum letzten Mal vergewissern, dass alles für ihren jeweiligen Einsatz bereit ist, und bevor eine Eingangsmelodie erklingt, wird die Messung im Raum vorgenommen. Die Idee hält höchstpersönlich den Lampenfieber-Messapparat in die Luft und liest die Zahl an dem langen Stab ab. Ist die Temperatur in einer Ecke des Raumes zu hoch, sprüht die Idee einen feinen Wassernebel aus der Sprühflasche in genau diese Richtung.

Es dauert eine Weile, bis der Raum um mindestens zwei Grad heruntergekühlt ist. Dann können die Clowns die Zirkusvorstellung mit ihrem ersten Stück eröffnen. Leon blickt verstohlen in Richtung des Lampenfiebers, das

zum Glück noch auf dem Stuhl sitzt und auch einiges von dem Sprühnebel abbekommen hat. Er betritt mit zitternden Knien die Bühne. Das Lampenfieber denkt gar nicht daran aufzustehen, seinen Platz zu verlassen und Leon zu nahe zu kommen, denn es ist damit beschäftigt, die Wassertropfen zu zählen, die auf seinem Arm stehen.

Das macht Leon Mut und bald ist er voll in seinem Element. Mit einem Duschkopf in der Hand telefoniert er mit seinem Clown Kollegen, der seinen kauderwelschen Worten lauscht und sich nebenbei die Zähne mit der Klobürste putzt. Die Zuschauer lachen und klatschen am Ende für die gelungene Vorstellung. Als sein Blick wie zufällig auf den Stuhl fällt, sieht er gerade noch wie das Lampenfieber aufsteht, ihm zuwinkt und durchs geöffnete Fenster verschwindet.

Jann Robert Finster, 10 Jahre

Mut der Zukunft

Ich stehe auf einer Klippe. Sehe herunter. Unter mir braust das Meer laut und wild, so dass ich die Gischt in meinem Gesicht spüren kann.

Meine Augen gleiten in die Ferne. Weit dem Horizont entgegen. Schemenhaft erkennt man die Silhouette der Berge im Hintergrund, rot die untergehende Sonne und das immer dunkler werdende Licht des Tages.

Meine Haare wehen mir um den Kopf und ich schließe kurz die Augen. Atme die Luft tief ein und lasse meinen Gedanken freien Lauf.

Warum stehe ich hier? In der Einsamkeit, in einer Welt mit so vielen Problemen und Sorgen, Ängsten und Nöten. Frei wie ein Vogel müsste man sein. Einfach seine Schwingen ausbreiten und davonfliegen – doch ist das nicht feige? Menschen, die nicht den Mut aufbringen, sich den Herausforderungen zu stellen?

Ich bin Soraya, 12 Jahre alt. 11 und halb war ich als meine Mutter verschwand. Von einem Tag auf den Anderen war sie einfach weg. Verschwunden. Wohin? Keine Ahnung! Mein Vater schwieg und schnitt das Thema nicht an. Anscheinend wusste er es selbst nicht. Er war auch einfach mit anderen Dingen beschäftigt. Wahrscheinlich überlegte er fieberhaft, wie alles weitergehen sollte. Vor allem mit mir und meinem kleinen Bruder Ismael.

Mir gingen tausende Gedanken durch meinen Kopf. Wie sollte es tatsächlich weitergehen? Mein Vater schaffte das alles nicht. Er war nie wirklich ein Familienvater gewesen. Natürlich hat er mit uns gesungen und gelesen, uns zu Freunden gefahren und Ausflüge unternommen. Aber das Meiste war doch durch meine Mutter initiiert gewesen. Und nun?

Hoffentlich überlegte mein Vater nicht, Ismael und mich wegzugeben. Ich wollte nicht von zu Hause weg, auch wenn uns natürlich alles an meine verschwundene Mutter erinnerte.

Nach dem Verschwinden meiner Mutter gingen wir ganz normal zur Schule. Mein Vater erlaubte uns nicht, daheim zu bleiben. Da kommt man nur auf schlechte Gedanken, meinte er. Außerdem habt ihr in der Schule eure Freunde. Hier wäre es doch nur langweilig und traurig, fügte mein Vater noch hinzu. Dann seufzte er und stand schwerfällig auf. Das letzte halbe Jahr hatte Spuren bei meinem Vater hinterlassen. Tiefe Augenringe und Furchen hatten sich in seinem Gesicht festgesetzt. Er schaute müde und mutlos aus.

Für meinen Vater mussten diese Gedanken das Verlassen geworden zu sein ein schreckliches Gefühl hinterlassen haben.

Ich besuchte die 7. Klasse des hiesigen Gymnasiums, mein Bruder war gerade in die Schule gekommen. Nach der Schule kam ich nach Hause. Es war so still im Haus. Kein Essensduft wehte durch das Haus, auch ein Geklapper in der Küche war nicht zu hören.

Mich beängstigte die Stille, die ich normalerweise so vermisste. Doch heute störte es mich und ich schaltete das Radio ein. Ismael war heute bei einem Freund eingeladen. So setzte ich mich an den leeren Küchentisch und starrte eine Weile vor mich hin. Hunger hatte ich keinen. Auch sonst wusste ich nicht, was ich tun sollte. Meine Mutter hatte sonst für alles und alle gesorgt. Warum war sie einfach verschwunden? Und vor allem – wohin? Alle ihre Sachen waren noch hier ...

Ich nestelte ein wenig an der Tulpe herum, die auf dem Tisch stand. Einige Blüten verwelkten bereits. Der Frühling nahte mit großen Schritten. Eigentlich liebte ich diese Jahreszeit. Es war so schön, wenn alles anfang zu blühen. Doch jetzt war alles anders. Konnte es einen Frühling so wie früher geben?

Plötzlich klingelte es an der Tür. Wer das wohl war?

Ich ging zur Tür, entriegelte das Schloss und sah einem Jungen mit braunen Augen entgegen. Unsere Blicke trafen sich. Er hatte dunkelbraunes, lockiges Haar, welches wild zu allen Seiten abstand. Ein wenig lustig sah das aus.

„Hi, ich bin Jonas“, begrüßte er mich. „Hi“, erwiderte ich kurz. Jonas zeigte hinter sich und meinte: „Wir sind neu hergezogen und ich habe gesehen, dass hier Kinder wohnen.“ Er nickte zu den daliegenden Bällen und Ismaels Fahrrad, welches im Gras lag.

„Das gehört meinem kleinen Bruder“, antwortete ich.

Jonas nickte und fragte: „Hast du Lust mir ein wenig die Umgebung zu zeigen?“

„Klar“, sagte ich, holte schnell meine Jacke und zog die Tür hinter mir zu. Stumm gingen wir durch das Wohnviertel. Jonas roch nach Seife und Holz. Es war ein gutes Gefühl neben ihm die Straßen entlang zu laufen.

„Du redest wohl nicht viel, mmh?“, meinte er. Ich sah ihn an und nickte. „Momentan ist es bei uns etwas schwierig“, platze ich heraus. Ich wusste nicht, warum ich Jonas damit konfrontierte. Ich kannte ihn noch gar nicht. Aber in mir hatte sich so viel Gefühl angestaut, dass ich es jemanden erzählen musste. Mein Vater ging allem aus dem Weg, Großeltern hatten wir keine und viele Bekannte wollten mit uns wenig zu tun haben, seit meine Mutter verschwunden war.

Wahrscheinlich war es ihnen mit unserer Situation unangenehm. Vielleicht trauten sie sich aber auch nicht in unsere traurigen Augen zu blicken.

Es war zum Verrückt werden. Mutlos ging ich neben Jonas den Weg entlang. Wir bogen in den Park ein und liefen bis zum Springbrunnen. In der Nähe hörte man das Geschrei und Lachen der Kinder vom kleinen Spielplatz. Dort waren auch wir früher sehr oft nach dem Kindergarten gewesen. Das ist schon lange her. Damals, ja, da war noch alles gut. Da gab es unsere Familie noch.

Jonas zeigte auf eine der Bänke und fragte mich, ob wir uns hinsetzen wollten. Ich nickte kurz und setzte mich hin.

„Wenn du magst, kannst du mir alles erzählen. Ich bin ein guter Zuhörer“, meinte Jonas.

Ich zupfte ein Gänseblümchen unter der Bank ab und nestelte damit zwischen meinen Fingern herum.

Dann begann ich zu erzählen: Vom plötzlichen Verschwinden meiner Mutter, von der Mutlosigkeit und der tiefen Leere in mir, den vielen Gedanken, wie es weitergehen sollte, von dem ausweichenden Verhalten meines Vaters und den mitleidigen Blicken der Nachbarschaft.

Jonas ließ mich ausreden. Irgendwann sah er mir in die Augen und sagte: „Es gibt Dinge, die man nicht versteht. Man möchte alles verstehen, aber oftmals geschehen Dinge im Leben, die einfach passieren. Meine Schwester wurde sehr krank. Von einem Tag auf den Anderen. Keiner konnte sich erklären warum. Keine Ärzte konnten uns helfen. Wir mussten akzeptieren, dass der Zustand nicht besser, sondern eher schlimmer wurde. Wir mussten uns mit dem Gedanken abfinden, dass sie an dieser Krankheit starb. Ein Jahr ist das her. Mir kommt es vor, als wäre es erst gestern geschehen.“

Jonas holte tief Luft als er geendet hatte. Ich sah ihn an, aber er starrte nur auf den Boden, wo Ameisen kleine Pollen schlepten. Wie stark Ameisen doch waren. Ich konnte nur staunen. Wie mutig sie waren, unter der Bank herumzukrabbeln ohne Angst von Menschen zertreten zu werden. Konnten Ameisen das überhaupt spüren, dass Menschen über ihnen saßen?

„Das tut mir leid“, durchbrach ich die Stille. Jonas schaute mich an und nickte. Dann standen wir auf und gingen weiter den Parkweg entlang. Es war jetzt so ruhig und schön. Nur die Vögel zwitscherten und ein Eichhörnchen sprang mutig von Ast zu Ast. Sein buschiger Schwanz wedelte eifrig hin und her. Auch ein mutiges Tier, dachte ich. Es verlässt sich auf seinen buschigen Schwanz, der das Gleichgewicht hält. Das Eichhörnchen hat keine Angst von einer großen Baumhöhe abzustürzen.

Wir liefen aus dem Park heraus und bogen den Pfad zu den Klippen ein. Da sagte Jonas: „Es hört sich immer so komisch an. Traurig sind diese Schicksale alle. Für euch mit dem Verschwinden deiner Mutter oder auch der Tod meiner Schwester. Aber das Leben ist auch schön. Sieh dich um! Es gibt so viele Möglichkeiten, die noch auf uns warten. Machen wir etwas draus.“

Deine Mutter hat wohl ihre Gründe gehabt. Es ist unfair gegenüber euch. Für die Krankheit meiner Schwester konnten wir auch nichts. Trotzdem nahm man sie uns und wir konnten nichts dagegen machen. Das Ergebnis ist das Gleiche. Eine wichtige Person in unserem Leben fehlt. Aber wollen wir deswegen den Mut verlieren? Vielleicht sollten wir gerade viel Mut zeigen. Für alles Weitere, was noch kommt.“

Wir standen an der Steilklippe und sahen ins tiefe, blaue Wasser herunter. Laut gurgelnd und wild wand sich das Wasser die Felsen entlang.

Jonas stupste mich leicht an, hob winkend die Hand und rannte den Klippenpfad herunter.

Ich drehte mich um und lief den schmalen Pfad von der Klippe entlang mit dem mutigen Blick in die Zukunft.

Elise Haubold, 12 Jahre

Das Mutmacherchen

Schweißgebadet wachte ich auf. Eben stand ich noch in meiner neuen Klasse und wurde von allen Kindern ausgelacht, weil ich in meinem Schlafanzug zur Schule erschien. Nun lag ich in meinem neuen Bett im Schlafräum des Kinderheimes. Es war nur ein Traum, beruhigte ich mich. Meine Zimmermitbewohnerinnen waren schon wach. Jana und Sophie spielten ein Kartenspiel und Alexandra saß auf der Fensterbank und las ein Buch. Ich schaute auf meinen Wecker: noch eine halbe Stunde bis zum Frühstück. Also stand ich auf, zog mich um und bürstete meine Haare.

Danach entschied ich mich, den schönen Sonntagmorgen zu nutzen und die Sonne im Hof des Heimes zu genießen. Als ich dann auf einer Bank saß, fiel mir plötzlich wieder ein, was mich morgen erwartete: Die Schule! Mein Magen krampfte sich zusammen. Mut und Selbstbewusstsein waren noch nie meine Stärken gewesen. Nachdem meine Eltern bei einem Unfall ums Leben gekommen waren, wohnte ich zuerst bei meiner Tante. Dort konnte ich aber nicht bleiben, und so kam ich in ein Kinderheim. Morgen wäre mein erster Tag in der neuen Schule. Was sollte ich machen, wenn mein Traum von letzter Nacht wahr wurde? Wenn ich absolut nichts verstand?

Bevor ich mich noch mehr in meine Angst hineinsteigern konnte, hörte ich das Läuten des Kirchturms. Mist, ich kam noch zu spät zum Frühstück! So schnell ich konnte rannte ich ins Haus und setzte mich zu den anderen in den Speisesaal. Ich saß (wie die letzten Tage auch) allein am Tisch, aber das machte mir nichts aus. Ich war Einsamkeit gewöhnt. Nur Anna, eine Erzieherin des Heimes, schaute mich mitleidig an. Den Rest des Tages verbrachte ich mit Lesen, Malen und Spielen mit Tommy, dem kleinsten hier im Heim. Anna war mir sehr dankbar, als ich ihr beim Babysitten half. Abends packte ich meine Schulsachen. In meiner Klasse

würden keine Kinder aus dem Heim sein. Im Bett lag ich noch lange wach, bis ich schließlich in einen traumlosen Schlaf fiel – zum Glück, denn einen weiteren Albtraum hätte ich nicht vertragen.

Am nächsten Morgen quälte ich mich aus dem Bett. Ich zog mich an, putzte meine Zähne, frühstückte und nahm meinen Schulranzen. Danach machte ich mich zusammen mit den anderen auf den Weg zur Schule. Wir mussten etwa eine viertel Stunde zu Fuß durch die Stadt laufen. Ich lief extra langsam und blieb bei jedem Schaufenster stehen. Schon bald waren die anderen Kinder hinter der nächsten Ecke verschwunden. Etwa eine Minute brauchte ich, bis mir einfiel, dass ich den Weg zur Schule nicht kannte. Schneller als je zuvor rannte ich zu der Ecke wo die anderen verschwunden waren und holte sie auf. Wir liefen durch die Straßen und mit jedem Schritt wurde mir mulmiger zumute. Als wir schließlich vor der Schule, einem großen, hellen Gebäude aus Sandstein, standen, wartete ich, bis die anderen Kinder in der Schule verschwanden. Danach rannte ich weg, einfach irgendwo hin. Ich rempelte viele Leute an, aber das war mir egal. Ich wollte weg von hier! In meine alte Schule. Zu meinen Freundinnen. Ich lief und lief und merkte mir nicht wohin. Ich stoppte erst, als vor mir plötzlich eine hohe Wand erschien. Ich war in eine Sackgasse gerannt. Der Putz rieselte von den Wänden der Häuser ab, die wenigen Fenster waren zerschlagen. Müllbeutel lagen an den Seiten der gepflasterten, kaputten Straße. Ich setzte mich hin und warf meinen Ranzen zur Seite. „Aua!“ ich schreckte auf. Der schwache Schrei kam aus der Richtung meines Ranzens. „Mann, pass doch mal auf! Kann man nicht mal hier, in einer verlassenen Sackgasse, ein Nickerchen machen?!“ Vorsichtig schob ich mich an den Ranzen heran und hob ihn auf. Darunter lag ein kleines, lilafarbenes, flauschiges Bündel. Zwei schwarze Knopfaugen schauten mich neugierig an. Das kleine Etwas entpuppte sich als eine Art Meerschweinchen, welches mich nun mehr wütend als neugierig beäugte. „Wer bist du?“, fragte ich überrascht. „Das gleiche könnte ich dich fragen! Tsss, einfach unachtsam seine Sachen herumschleudern, also wirklich! ...“ „Ich bin Micha-

ela“, unterbrach ich ihn freundlich. Das Wesen hörte auf mit schimpfen, lächelte und stellte sich nun auch fröhlich vor: „Ich bin Wuschel. Tut mir leid, aber ich bin heute etwas schlecht drauf. Es gab wieder Ärger beim Chef.“ Er sah kurz nachdenklich aus, dann fragte er: „Müsstest du nicht eigentlich in der Schule sein?“ sofort verschlechterte sich meine Laune. Wuschel musste es bemerkt haben, denn er meinte schnell:

„Oder nein, sag nichts – du hast Angst vor der Schule?“ Ich nickte und schubste gedankenversunken einen Kieselstein zwischen meinen Fingern hin und her. „Aber warum denn?“, fragte das Wesen vorsichtig. „Ich kenne da niemanden. Die anderen Kinder aus dem Kinderheim gehen alle in andere Klassen“, beantwortete ich ihm seine Frage. „Ach deshalb hat man mich geschickt, verstehe“, hörte ich Wuschel leise murmeln. „Wer hat dich weshalb geschickt?“, fragte ich und er schreckte auf. „Wie? Was? Ach, nichts. Sag mal, was hältst du davon, wenn ich dich in die Schule begleite?“, schlug er vor. „Begleiten? Oh ja, meinen neuen Klassenkameraden wird es gefallen, wenn ich ein lila Meerschweinchen-Wesen mitbringe“, grinste ich. Wuschel grinste ebenfalls (ich möchte hier kurz erwähnen, wie seltsam ein grinsendes Meerschweinchen aussieht) und erklärte: „Ich muss mich natürlich verstecken, aber dank deiner Jackentaschen sollte das kein Problem sein.“ Also stand ich auf, hob Wuschel vorsichtig hoch und ließ ihn in der Tasche meiner Jacke verschwinden. Danach hob ich noch meinen Ranzen auf und rannte zur Schule, während Wuschel mich durch die Straßen navigierte. Ich fragte ihn nicht, woher er den Weg kannte und auch nicht, woher er kam und was er vorhin mit dem Schicken und seinem Chef meinte, er würde mir doch nicht antworten. Als wir vor der Schule ankamen, musste ich ein paar Minuten warten, um wieder normal atmen zu können. Diese Gelegenheit nutzte Wuschel aus: „Also, wehe du verlierst mich. Sprich kein Wort über mich und zeige mich auch niemandem. Ach ja, und vergiss nicht, mir bei der Cafeteria ein Stück Erdbeerkuchen zu besorgen. Mann, ich hab jetzt schon so einen Hunger!“ „Pssst“, unterbrach ich seinen Redeschwall zischend, als ich die Tür zur Schule öffnete. Ich stand in einem kleineren Raum, dessen Boden mit gemusterten Kacheln gefliest war. Die freund-

lichen, orangenen Wände lugten hinter ein paar bunten Bildern hervor. Ich durchquerte ihn und gelangte in einen langen Korridor, der ebenfalls orangene Wände hatte. Alle paar Meter war eine Tür zu einem Klassenraum, dazwischen Spinde und Garderoben. Ich schaute auf meinen Stundenplan und suchte meinen Klassenraum. Mit pochendem Herzen klopfte ich an die Tür. Von drinnen kam ein „Herein“, worauf ich die Tür öffnete und eintrat. Vor mir lag ein hellorangener Raum mit großen Fenstern. Hinten an der Wand waren ebenfalls Bilder, darunter Collagen und bunte Poster. Es sah alles richtig hübsch aus – bis auf die ganzen neugierigen Augen der Klasse. Die Lehrerin, eine junge, freundlich aussehende Dame, schaute erst etwas verduzt, doch dann veränderte sich ihre Miene und ein warmes Lächeln erschien. „E-entschuldigen Sie bitte, dass ich zu spät bin“, stotterte ich und spürte, wie ich rot wurde. „Kein Problem. Du musst Michaela sein, oder?“, fragte die Lehrerin. „Ich bin Frau Stern. Willkommen in der 7c! Möchtest du dich kurz vorstellen?“ ich wurde noch röter. Am liebsten wollte ich aus dem Zimmer rennen, doch automatisch steckte ich meine linke Hand in die Jackentasche und fühlte Wuschels flauschiges Fell. Ich trat einen Schritt vor und stellte mich vor die Lehrerin, das Gesicht zur Klasse. Nur Mut!, dachte ich mir und holte Luft. „Hi. Ich bin Michaela und vor kurzem in die Stadt gezogen. Ich gehe jetzt in eure Klasse.“ Wow, ich hatte es geschafft – meine ersten Worte zu der neuen Klasse! Die Lehrerin lächelte noch wärmer: „Setz dich am besten neben Emma, das Mädchen da hinten. Emma, bitte hilf Michaela, sich hier zurechtzufinden.“

Ich ging hinter zu der Bank, an der ein blondes Mädchen saß. Ihre Locken gingen ihr bis zur Taille. Sie grinste mich mit ihren hellblauen Augen fröhlich an, sodass ihre Sommersprossen übers Gesicht tanzten. „Hey, ich bin Emma.

Willkommen bei uns! Falls du eine Frage hast, ich helfe dir gerne jederzeit“, meinte sie glücklich.

„Danke“, lächelte ich. Das ging ja viel besser als erwartet! Wuschel hatte recht, es gab hier nichts, wovor ich große Angst haben musste. Die Un-

terrichtsstunde verging schnell, ich schrieb ordentlich mit und beteiligte mich am Unterricht – ich wollte schließlich einen guten ersten Eindruck machen. In der Pause machte ich mich mit Emma und ihren Freundinnen auf den Weg, um die Schule zu erkunden. Während sie mir das Gebäude zeigten, musste ich viele Fragen beantworten. „Du hattest bestimmt Angst vor der Schule, oder? Ich wäre da ja komplett ausgerastet und hätte geschwänzt“, unterbrach Sofia, ein braunhaariges Mädchen mit bernsteinfarbenen Augen, Emmas Redeschwall (sie erzählte mir ausführlich die tollsten Erlebnisse ihrer Schulzeit). Ich suchte nach einer guten Antwort, ohne Wuschel zu verraten. In meiner Jackentasche fühlte ich, wie das Wesen sich meiner Hand näherte und mir dann warnend in den Zeigefinger biss. Ich konnte nur mit größter Mühe einen Aufschrei unterdrücken. Sofia sah mich immer noch erwartungsvoll an, weshalb ich stotternd anfang: „Ähh, ja, war schon sehr aufregend. Neue Schule, neue Kinder und Lehrer. ich wäre auch am liebsten weggerannt. Aber na ja, ein guter Freund hat mir Mut gemacht.“ Ich spürte, wie sich Wuschel zufrieden wieder ins innere der Jacke kuschelte. „Hier ist die Cafeteria“, meinte Emma und deutete auf einen großen Raum, in dem in einer Ecke eine Theke aufgebaut war. Auf Blechen wurden dort Sandwiches, Kuchen und Kekse angeboten. Da unsere Mägen knurrten, kauften wir uns jeder ein Sandwich und ich suchte mir noch (für Wuschel) ein Stück Erdbeerkuchen. Danach setzten wir uns auf eine Bank an einem der Tische und genossen die Mahlzeit. Unauffällig schob ich den ein oder anderen größeren Krümel Kuchen in meine Jackentasche, worauf ich leises, genüssliches Schmatzen hörte. Als wir die Cafeteria wieder verlassen wollten, rannte ein Gruppe Jungs durch die Tür und rempelte uns an, sodass Emma auf mich drauf fiel. Wir lagen beide am Boden und stöhnten, Sofia und die anderen Mädchen halfen uns schnell auf. Wir schauten den Jungen wütend hinterher und machten uns dann auf den Rückweg zum Klassenzimmer. Der restliche Schultag verging wie im Flug und schon bald packte jeder seine Bücher und Hefte in seinen Rucksack und verließ den Raum in Richtung Spind und Ausgang. Emma und ich machten es den anderen nach, doch als wir gerade durch die Tür ins Freie traten, fiel mir plötzlich Wuschel ein. Ich hatte schon lange nicht

mehr nach ihm geschaut! Schnell schob ich meine Hand in die Tasche und es traf mich wie ein Schlag: Die Tasche war leer! Auch in der anderen war kein kleines, fluffiges Wuschel-Wesen. Ich blieb stehen und meinte: „Ähhh, Emma, ich glaube, ich hab was vergessen. Geh du ruhig schon nach Hause. Wir sehen uns dann morgen!“ Emma bot mir erst noch ihre Hilfe beim Zurechtfinden in der Schule an, aber ich lehnte ab. Dann nickte sie und verabschiedete sich. Ich lief zurück ins nun schon fast menschenleere Schulhaus und rief leise Wuschels Namen. Ich suchte in jeder Ecke. Am Ende blieb nur noch die Cafeteria übrig. Vorsichtig spähte ich hinter die Theke und zum Kuchen. Doch da war – nichts. Enttäuscht lehnte ich mich an die Wand, als mir eine kleine Tür neben der Theke auffiel. Ich vergewisserte mich, dass mir niemand zusah, öffnete die Tür und trat ein. Ich zuckte zusammen, als ich ein komisches Geräusch hörte. Es war ein Scharren und Schmatzen, als wäre hier eine Horde Schweine eingesperrt. Moment – das kam mir doch bekannt vor! Ich meine, natürlich nicht die Schweine, sondern das Schmatzen. „Wuschel?“, rief ich zaghaft und das Schmatzen verstummte. Dann ertönte leises Trappeln im Dunkeln und kurz darauf lugte ein lila Wuschel-Wesen hinter einer Kiste hervor. Als er mich erblickte, tappte er noch schneller auf mich zu. Ich kauerte mich hin und kuschelte den Kleinen ausführlich, nachdem er auf meine Hand geklettert kam. „Mann, Wuschel! Warum bist du weggelaufen? Ich habe mir solche Sorgen gemacht!“, meinte ich erleichtert. Wuschel kaute noch schnell schmatzend den restlichen Kuchen in seinem Mäulchen hinter, bevor er antwortete: „Na, du hast gut Reden – du hast mich doch einfach in der Cafeteria herauspurzeln lassen. Danach habe ich nach dir suchen wollen, aber da stand diese Tür offen und es roch verlockend nach Erdbeerkuchen. Da musste ich doch mal was probieren! Nur hat dann jemand dummerweise die Tür wieder verschlossen und ich musste mich hier wohl oder übel verstecken. Da hab ich dann weiter Kuchen gegessen.“ Ich musste grinsen.

Dann packte ich Wuschel wieder in meine Tasche und lief aus der Schule ins Heim. Seitdem sind Wuschel und ich gute Freunde. Wenn

ich mal wieder Angst habe, hilft mir Wuschel. Meine anderen neu gefundenen Freunde wissen immer noch nichts von dem Wesen, aber das wird sich auch nicht so schnell ändern. In Wuschel habe ich wirklich einen guten (und sehr gefräßigen) Freund gefunden.

Valeria Hermann, 11 Jahre

Die Geschichte von Vivien

In dem Moment, in dem ich aufwachte, fiel mir ein, dass ich keine Ferien mehr hatte. Was bedeutete, dass ich in die Schule musste. Am liebsten hätte ich weitergeschlafen. In der Schule warteten bestimmt schon Romy, Liv, Carla, Svea, und die Schlimmste: Hailey. Das waren alles die Namen meiner Mobber. Vielleicht würdest du jetzt sagen, dass ich mich wenigstens auf meine beste Freundin hätte freuen können. Tja, falsch gedacht. Ich habe nur zwei oberflächliche Freundschaften, keine davon an der Schule. Ich war also auf mich allein gestellt, wenn Hailey Kommentare über meine Haare machte, Liv dumm kicherte, wenn ich im Unterricht mal etwas nicht wusste oder Svea meine Sachen auf den Boden schüttete. So ging das jeden Tag. Ich war absolut wehrlos ihnen gegenüber. Es war ein Wunder, dass ich noch keinen psychischen Knacks hatte. Mein Wecker riss mich schließlich aus meinen Gedanken. Ich zog mich an und achtete beim Frisieren darauf, dass meine Haare ordentlich und streng saßen, damit ich mir wenigstens einen Kommentar sparen konnte.

In der Schule verlief eigentlich alles normal, doch in der kleinen Pause verstand ich endlich, dass es einfach nicht so weitergehen konnte. Romy, meine alte Freundin, meinte zu mir: „Ey, Vivien, ist dir eigentlich aufgefallen, dass du ein wenig fett geworden bist? Als du noch zu uns gehört hast, hat dir deine Sportkleidung nämlich noch gepasst.“ Ihre Freundinnen kicherten. Wenn ich nicht in der 5. Klasse aus lauter Verzweiflung, weil ich keine Freundinnen hatte, zu ihrer Gruppe hätte gehören wollen, wäre ich jetzt ganz sicher nicht hier. Naja, hinterher ist man immer schlauer. Hailey warf ihre blonde Haarmähne in den Nacken und stolzierte davon, Carla, Svea, Liv und Romy folgten ihr. Ich hätte heulen können. Irgendwas musste ich doch tun, ich hielt das Ganze schon seit ich die Gruppe vor einem halben Jahr verlassen hat-

te aus. Sie hatten mich ständig unter Druck gesetzt, Klamotten und Schminke zu kaufen, Tik-Tok Tänze zu lernen, meine Haare zu glätten und gemein zu anderen zu sein. Irgendwann wurde das zu viel für mich, und ich entschloss mich dazu, die Gruppe zu verlassen. Was sich später als Fehler herausstellte.

Ich überlegte den ganzen Tag über, wie ich es stoppen konnte. Vielleicht könnte ich mich einer anderen Gruppe anschließen? Aber die waren auch nicht besser. Die Idee, mich an den größten Schlägertypen der Schule zu wenden, so wie in den ganzen Büchern, verwarf ich sofort wieder. Mich an einen Erwachsenen wenden? Nein, auf keinen Fall, das würde alles nur noch schlimmer machen. Und ich hatte auch etwas Angst davor. Genauso wie vor der Idee, ihnen persönlich zu sagen, dass es so nicht geht. Vielleicht könnte ich mich besser stylen, cooler sein. Dann würden sie bestimmt mehr Respekt vor mir haben. Genau, so würde ich es machen. Ich googelte „kräuseliges, unförmiges Haar“ und fand heraus, dass ich Locken hatte. Das erklärte so einiges...

Gleich nach den Hausaufgaben machte ich mich auf den Weg ins Shoppingcenter. Ich kaufte mir alles, was man für gesunde Locken brauchte, Kleidung, die gerade in war, Wimperntusche und Lipgloss. Wenn ich noch Hautpflege gebraucht hätte, wäre wahrscheinlich nichts mehr von meinem Taschengeld übrig gewesen. Ich war heilfroh, dass wenigstens meine Schuhe angesagt waren.

Meine Mutter war ganz verwundert, als sich mich am nächsten Tag perfekt gestylt am Frühstückstisch vorfand. „Vivien, alles gut? Bist du verliebt oder so?“ „Nein, wieso?“ Wenn sie nur wüsste was wirklich los war. Sie erwiderte: „Du bist nur so...aufgemotzt und... oh Gott, ist das etwa Schminke?!“ „Beruhig dich Mama, Hailey und so waren gestern mit mir in der Stadt und haben mir ein paar Sachen empfohlen.“, log ich. Natürlich hatte sie keine Ahnung, was in der Schule vor sich ging. Mein Plan, mir mit Aussehen Respekt zu verschaffen, ging nicht ganz auf. In der großen Pause zeigte Hailey mit ihrem Zeigefinger auf mich und rief: „Uh, Vivien versucht ihre Hässlichkeit zu verbergen!!!!“ Etwas leiser raunte sie mir in Bühnenlautstärke scheinbar vertraulich

zu: „Wenn du wirklich etwas für deine Schönheit machen willst, dann komm lieber mit einem Karton über dem Kopf zur Schule.“ Alle um mich herum kicherten. Aber ich wollte noch nicht aufgeben. Ich würde einfach weitermachen und schauen, wie es weitergehen würde.

Die Tage und Wochen vergingen, ohne, dass etwas passierte. An einem Freitagnachmittag lag ich heulend im Bett, weil Carla mein Freundschaftsarmbändchen, das ich von Mia, einer meiner Freundinnen, bekommen hatte, geklaut hatte. Nach einiger Zeit beruhigte ich mich wieder und entschloss mich, etwas anderes zu versuchen. Mir blieben nur noch zwei Optionen: Entweder eine erwachsene Person einschalten, oder die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Ich entschied mich für letzteres, weil es deutlich weniger riskant war. Sie würden doch erst recht weiter machen, wenn ich einen Erwachsenen hinzuziehen würde, oder? Um selbst etwas zu tun, brauchte es Selbstvertrauen. Und natürlich auch ein klitzekleines bisschen Mut. Aber ich würde es tun. Weil ich musste.

Am nächsten Montag machte ich mich klein, um nicht bemerkt zu werden. Hailey und ihr Gefolge bemerkten mich trotzdem. „Vivien, warum hast du meinen Ratschlag immer noch nicht befolgt und bist mit einer Tüte auf dem Kopf gekommen, statt dich zu schminken?“ Die anderen kicherten doof. Ich war froh, dass ich das ganze Wochenende über meine Schlagfertigkeit trainiert hatte. Also erwiderte ich lässig: „Also erstens glaube ich, dass du anfangs gemeint hast, ich solle mit einem Karton und nicht mit einer Tüte kommen und zweitens befolge mal selber deine Ratschläge. Also schmink dich schon mal ab, ich frage beim Hausmeister, ob er sechs Kartons hat. Jeweils eins für dich und deinen Hofstaat und wenn du unbedingt meinst, dann auch einen für mich.“ Sie verstummten und starrten mich mit offenen Mündern an. Tat das gut!

So ging das etwas länger, doch auch sie waren in Sachen Schlagfertigkeit deutlich weitergekommen. Mittlerweile hatte ich auch eine Lieblingsantwort. Auf: „Du bist fett.“ antwortete ich mit „Meine Waage sagt aber was ganz anderes.“. Trotzdem befürchtete ich, dass auch das

auf Dauer nichts brachte. Zwar hatte ich mir ziemlich viel Respekt verschafft, aber sie machten trotzdem weiter. Und sie würden es auch tun. Nein, ich brauchte eine andere Lösung. Auch nach langem Grübeln fiel mir keine Alternative für die unausweichliche Lösung ein. Was hatte ich schon zu verlieren? Gleich am nächsten Morgen würde ich mich an die Schulpsychologin wenden. Unbedingt.

Als ich am Donnerstag nach dem Unterricht zum vereinbarten Termin an der Tür von Frau Igorov, unserer Schulpsychologin, klopfte, war ich ein wenig nervös. Meiner Mutter hatte ich erzählt, dass ich in die Stadt gegangen sei. Hoffentlich würde mich niemand aus der Klasse sehen. Als nach einer Weile immer noch niemand aufmachte, klopfte ich nochmals. Hinter mir kam jemand auf mich zu. Oh oh. Aber es war zu meiner Erleichterung nur Frau Igorov. „Vivien, entschuldige, ich hatte nur was zu besprechen.“ Obwohl sie fließend Deutsch sprach, konnte man einen leichten osteuropäischen Akzent hören. Sie schloss die Tür hinter uns und bat mich, Platz zu nehmen. Ich setzte mich auf einen Stuhl gegenüber von ihr. Im Raum befanden sich eigentlich nur ein Tisch, ein Stuhl und etwas weiter hinten auch eine kleine Couch. An den Wänden hingen verschiedenste Poster mit den Themen Mobbing, Glück, Gefühlen, und weiteren Sachen. Frau Igorov selbst war zwar um die fünfzig, aber ihr Alter war ihr nicht anzusehen. Sie sah immer noch aus wie vierzig, was aber auch daran liegen konnte, dass sie sich kleidete und frisierte wie ein junger Erwachsener. Sie meldete sich zu Wort: „Also, Vivien, was ist los?“ Ich schwieg ein paar Sekunden bevor ich endlich begann. Ich erzählte ihr, wie ich damals in der fünften zu den Anderen hatte gehören wollen. Wie sie mich unter Druck gesetzt hatten, Dinge zu tun, die ich gar nicht wollte. Wie ich die Gruppe verlassen hatte, weil ich das nicht mehr mitmachen wollte. Wie sie mich danach gemobbt hatten. Wie ich versucht hatte, mir Respekt zu verschaffen. Wie nichts geholfen hat. Frau Igorov hörte mir die ganze Zeit geduldig schweigend zu und machte sich ab und an auch ein paar Notizen. Als ich fertig und sichtlich bemüht war, nicht in Tränen auszubrechen, sagte sie todernst: „Ich werde mal ein ernstes Wörtchen

mit“, sie warf einen Blick auf ihre Notizen, „Hailey, Carla, Liv, Romy und Svea reden müssen. So etwas geht nicht und wird an dieser Schule nicht geduldet. Mobbing ist nämlich strafbar, musst du wissen. Wenn du willst, kannst du die fünf auch anzeigen. Was sagen eigentlich deine Eltern dazu?“ „Meine Mutter weiß noch nichts davon und mein Vater hat kein Sorgerecht.“, gab ich nach ein paar Sekunden des Schweigens zu. „Eigentlich hättest du das schon früher erzählen sollen, aber ich verstehe, dass du erst jetzt gekommen bist. So etwas erfordert auch Mut, den nicht alle haben. Trotzdem soll es deine Mutter erfahren. Ich werde sie jetzt anschreiben, oder gibt es auch noch ein Problem mit ihr?“ Glücklicherweise ging sie nicht näher auf meinen Vater ein. Er war oft nicht da und nach der Trennung meiner Eltern hatte er immer noch kein Interesse an meiner großen Schwester und mir gezeigt. „Nein, sie können ihr schon ruhig eine Nachricht senden.“, erwiderte ich. „Wenn es sonst nichts gibt, kannst du nach Hause gehen. Falls du nochmal kommen sollst, informiere ich dich. Ich wünsche dir noch einen schönen Tag. Auf Wiedersehen“, verabschiedete sie sie sich. Nach einem gemurmelten „Danke, ihnen auch.“ verschwand ich im Gang und machte mich hastig auf den Weg nach Hause.

Zuhause empfing mich meine Mutter mit einem schockierten „Vivien, warum hast nur nichts gesagt?“ und umarmte mich. Ich weinte einfach ein paar Minuten vor mich hin. Danach überlegten wir, ob wir sie anzeigen wollten. Später kam noch meine große Schwester hinzu. Nachdem wir sie in alles eingeweiht hatten, grübelten wir mit ihr gemeinsam weiter. Schließlich entschieden wir uns dagegen, weil das Ganze möglicherweise noch kompliziert hätte werden können.

Am nächsten Tag wurden meine (hoffentlich) ehemaligen Mobber direkt in der ersten Stunde von Frau Igorov aus dem Unterricht genommen. Schließlich wurde ich auch noch dazu geholt und sie wimmerten irgendwelche Entschuldigungen vor sich hin, die ich ihnen nicht abkaufte. Ich hörte die ganze Zeit geduldig zu. Später gab mir Carla mein Freundschaftsbändchen wieder. Zum Glück war es unversehrt. Es stellte sich am Ende der Stunde heraus, dass sie auch ein anderes

Mädchen aus der Parallelklasse gemobbt hatten. Jede von ihnen bekam deshalb jeweils zwei Verweise und ich bekam schließlich von jeder eine Entschuldigung in Form von jeweils einem Zehner. Das, was sie mir angetan hatten, konnte man mit Geld zwar nicht bezahlen, aber immerhin etwas. Nach der Schule entschuldigten sich auch noch die Eltern von Hailey, Svea, Liv und Romy bei mir persönlich. Sie versicherten mir auch mehrfach, dass es Carlas Mutter ebenfalls unendlich leidtäte, aber sie sich bedauerlicherweise bei der Arbeit befände.

Ich traf mich wieder öfters mit meinen beiden Freundinnen aus der Grundschule, Mia und Emily. Ich fühlte mich deutlich besser und es half auch, die Freundschaft wieder zu stärken. Jetzt, Monate später, fragte ich mich immer noch manchmal, was gewesen wäre, wenn ich mich nicht getraut hätte, etwas selber zu tun und zu Frau Igorov zu gehen. Eigentlich wollte ich es auch gar nicht wissen. In der Klasse würde ich zwar für immer die komische Streberin bleiben, aber auch da lief es mittlerweile viel besser. Eigentlich ist jetzt doch noch alles gut geworden, oder? Mein neues Lebensmotto lautete: „Habe Mut“

Josefine Hoffmann, 12 Jahre

Die Angstprobe

Ist es nicht mutig, **Angst** zu haben
und
hat man nicht immer **Angst**, **Mut** zu
beweisen?

Ist es nicht immer **Mut**, der Angst macht
und
Angst, die **Mut** beweist?

Beweist im Alltag nicht jeder immer **Mut**
und
hat nicht jeder immer vor irgendwas **Angst**

Jana Sandrine, 26 Jahre

Es sind doch nur Steine

Es war einmal ein Junge.

... Nein, das trifft es nicht ganz.

Es war einmal ein schüchterner Junge.

... Nein, das auch nicht wirklich.

Es war einmal ein Junge, der eigentlich nicht schüchtern war, aber immer dann, wenn es gerade wichtig war, ein bisschen zu wenig Mut hatte.

... Ja, so ist es richtig. So können wir starten.

Der Junge war ein sehr ruhiges Kind. Er freute sich auf die Schule, weil seine Freunde da waren, und er freute sich auf Zuhause, weil seine Bücher da waren. Dienstags und donnerstags freute er sich außerdem auf den Nachmittag, denn da war Fußballtraining. Ganz allgemein hatte er an vielen Dingen Freude, beschwerte sich selten und fiel so den meisten anderen nicht groß auf. Er fand es gut so. Zu viel Aufmerksamkeit mochte er nicht, schon gar nicht von den Erwachsenen, die immer genau zu wissen schienen, was er gerade tun und lassen sollte. Schwierig wurde es nur, wenn er mutig sein musste. Dann fiel er ihnen plötzlich wieder ein. Dann dachten sie auf einmal wieder, sie müssten ihm doch dringend noch mal sagen, dass er sich zusammenreißen sollte. Dass hundert andere Kinder schon auf der gleichen Bühne gestanden hatten und seine Freunde sich doch auch nicht so anstellten, wenn sie sich ins Tor stellen sollten. Es waren immer nur die Erwachsenen, die so etwas sagten. Seine Freunde ließen ihn in Ruhe, bis er genügend Mut gesammelt hatte. Oder sie feuerten ihn an. Sie wussten immer, was er gerade brauchte. Deswegen waren sie ja seine Freunde. Manchmal wünschte er sich, die Erwachsenen könnten noch einmal Kinder sein. Dann würden sie vielleicht verstehen, wie sich das anfühlte. Es gab aber eine einzi-

ge unter all den Erwachsenen, die ihn nie drängte. Die nie die Augen verdrehte, wenn er nicht laut genug sprach oder überhaupt nicht die richtigen Worte fand. Die nicht mit der Zunge schnalzte, damit er sich beeilte, wenn er noch nicht bereit war. Diese eine war seine Großmutter. Der Junge liebte seine Großmutter. Er war gerne bei ihr, hörte ihren Geschichten zu und fragte sie Dinge, die andere ihm niemals erklären könnten. Als nun also die Eltern des Jungen nicht mehr wussten, wie sie ihm beibringen sollten, mutig zu sein, da fragten sie die Großmutter. Die Großmutter liebte den Jungen. Sie wusste, dass niemand ihn zwingen konnte, mutig zu sein. Aber sie konnte versuchen, ihm zu helfen. Als der Junge seine Großmutter das nächste Mal besuchte, gingen sie spazieren. Der Junge plauderte und seine Großmutter hörte ihm zu und als sie an einer Bank im Park ankamen, setzten sie sich hin und sahen den Vögeln zu, die um sie herum auf dem Boden nach Krümeln und Körnern pickten. Nach einer Weile bückte die Großmutter sich, dann hielt sie dem Jungen ihre Hand hin. Darin lagen fünf Kieselsteine, klein und unauffällig. „Weißt du, was das ist?“, fragte sie. „Das sind Steine. Du hast sie gerade vom Boden aufgehoben“, erklärte der Junge. Er wusste, dass sie so etwas nicht einfach so fragen würde. Er wusste, dass jetzt eine Geschichte folgen würde. Die Großmutter nickte. Dann legte sie ihre zweite Hand über die Steine und schloss die Augen. Als sie sie wieder öffnete, lächelte sie. „Ab jetzt sind es deine Mutsteine“, sagte sie. „Nimm sie alle in deine Hosentasche. Und wenn du ein bisschen mehr Mut brauchst, dann steckst du die Hand in die Tasche und nimmst dir einen Stein. Keiner muss ihn sehen, aber du weißt, dass er da ist. Dann schließt du die Augen und stellst dir vor, wie du das tust, wofür du den Mut brauchst. Das ist wichtig. Du musst es dir ganz genau vorstellen.“ Die Großmutter legte die Steine in die Hand des Jungen. Sie fühlten sich warm und besonders an. „Und dann?“, fragte er leise und sah auf die Steine. „Und dann tust du es“, sagte die Großmutter und schloss behutsam seine Hand um die Steine. Der Junge lächelte. Dann verblasste sein Lächeln langsam, wich der Unsicherheit. „Aber ... Es sind doch nur Steine.“ Die Großmutter nickte lächelnd.

Der Junge liebte seine Großmutter und auch wenn es nur Steine waren, wollte er sie nicht enttäuschen. Also steckte er die Steine in die Hosentasche. Ab und zu fühlte er nach, ob sie noch da waren und schon bald hatte er sich so sehr an sie gewöhnt, dass er sie abends auf seinen Nachttisch legte und morgens wieder einsteckte, als hätte er das schon immer getan. Es dauerte nicht lange, bis die erste Situation kam, in der er nicht mutig genug war. Es war Samstag, doch er war trotzdem in der Schule. Freiwillig natürlich, für eine Theater-AG. Das heißt, so wirklich freiwillig war es nicht. Seine Eltern hatten gemeint, das wäre eine tolle Chance für ihn, endlich über sich hinauszuwachsen. Er wollte aber gar nicht wachsen. Und vor allem wollte er nicht auf dieser Bühne stehen. Er war trotzdem hergekommen, weil seine Freunde auch da waren, aber bis zu diesem Moment, wo er vor der großen Bühne stand und darauf wartete, dass er vorsprechen sollte, war ihm nicht wirklich klar gewesen, wie viel Mut er dafür brauchen würde. Er hatte schon öfter dort oben gestanden. Früher, für das Krippenspiel, oder zusammen mit der ganzen Klasse, um zu singen. Aber noch nie hatte er ganz allein dort stehen müssen. Während die Wörter seines Textes in seinem Kopf Purzelbäume drehten und er sich sicher war, dass er sie alle ganz furchtbar durcheinanderbringen würde, schob er eine Hand in die Hosentasche. Er ließ die Steine durch die Finger gleiten, bis einer hängen blieb. Den hielt er ganz doll fest, schloss die Augen und stellte sich vor, wie er dort oben stehen und seinen Text vortragen würde. Er müsste es ja nicht perfekt machen. Er müsste es einfach nur überhaupt machen. Und als er die Augen wieder öffnete, da wusste er, dass er genau das tun konnte. Der Junge ging auf die Bühne und auch wenn vielleicht ein oder zwei Wörter Purzelbäume schlugen, so merkte das kaum jemand. Als er die Bühne wieder verließ, war er stolz auf sich selbst und das fühlte sich sehr gut an.

Dann jedoch, während die anderen Kinder ihre Texte vorsprachen, fiel ihm ein Kind am Ende der Reihe auf. Ein Mädchen aus seiner Klasse. Im Gegensatz zu ihm war sie wirklich schüchtern. Trotzdem war sie hier, um vorzusprechen, und sie sah alles andere als glücklich mit die-

ser Entscheidung aus. Der Junge überlegte nicht lange, sondern ging zu ihr und stupste sie an. „Hey“, sagte er leise, um die anderen nicht zu stören. Dann hielt er ihr einen seiner Kiesel hin. „Hier, für dich. Das ist ein Mutstein.“ Und dann erzählte er ihr, wie der Stein funktionierte, setzte sich wieder hin und sah dem Rest des Vorsprechens zu. Als das Mädchen an der Reihe war, beobachtete er, wie sie kurz die Hand in die Hosentasche schob und die Augen schloss. Dann sagte sie ihren Text auf und niemand war mehr überrascht als sie selbst, dass sie richtig, richtig gut war.

Am Dienstag, beim Fußballtraining, zog er den kürzesten Strohalm. Sie hatten schon seit Jahren keinen festen Torwart und niemand in der Mannschaft stellte sich gerne ins Tor. Auch der Junge konnte sich Besseres vorstellen. Er hatte es noch nie leiden können, sich mit Absicht in die Flugbahn des Balls zu stellen, und seit er beim letzten Mal, als das Los ihn gewählt hatte, einen Ball gegen den Kopf bekommen hatte, wollte er erst recht nicht mehr. Aber er wusste auch, dass das dazugehörte und einer es nun mal machen musste. Dieses Mal eben er. Auch wenn er das nicht mochte. Auf dem Weg zum Tor steckte er die Hand in die Hosentasche. Vermutlich hätte er die Steine nicht mit hierher bringen sollen, aber sie waren so klein, dass sich schon keiner damit verletzen würde, und außerdem zeigte sich jetzt ja, dass es gut war, dass er sie dabei hatte. Er stellte sich vor das Tor, sah zur Latte hinauf und schloss die Augen. Er dachte an all die Male, die er im Tor gestanden hatte und zwar nicht der beste Torwart der Welt gewesen war, aber immerhin keine Angst gehabt hatte. Damals, bevor er dieses eine Mal seinen Kopf nicht schnell genug zur Seite gezogen hatte. Und er stellte sich vor, wie er dieses Mal blitzschnell die Arme vor seinen Kopf reißen würde, wenn er dem Ball nicht mehr ausweichen konnte. Was interessierte es ihn schon, ob der Ball dann ins Tor sprang? Das hier war nur das Training. Das wichtigste war, dass er keine Angst mehr haben musste vor dem Sport, den er so sehr liebte. Er öffnete die Augen und stellte sich ins Tor. Ein paar Wochen später wurden die Strohhal-

me weggesteckt. Zumindest vorerst. Es gab einen neuen Spieler in der Mannschaft. Die neuen mussten immer ins Tor, weil der Trainer hoffte, dass endlich mal jemand gut darin wäre. Dieser Neue jedoch traute sich nicht. Überhaupt nicht. Er stand vor dem Tor, starrte hinauf und ging vorsichtig einen Schritt nach dem anderen zurück. Der Rest der Mannschaft schaute zu. Sie hatten alle da gestanden. Sicher, manche von ihnen hatten sich direkt getraut, einige sogar irgendwie Spaß an der Position gehabt, aber irgendwie konnten sie sich doch alle daran erinnern, wie schwer es war, erst einmal genug Mut zu finden, um sich zum ersten Mal ins Tor zu stellen. Schließlich ging der Junge zu dem Neuen und erzählte ihm von den Mutsteinen. Er gab ihm einen Stein und auch wenn der Neue erst misstrauisch wirkte, schloss er nach einigen Sekunden die Augen. Dann lächelte er und stellte sich ins Tor. „Was hast du ihm da gegeben?“, fragte der Trainer, als der Junge zu den anderen zurückkam. Der Junge lächelte. „Nur einen Stein.“ Der Trainer runzelte die Stirn, aber dann dachte er sich, solange jemand im Tor stand, war es doch eigentlich egal, was er in seinen Taschen hatte.

Und so ging es weiter. Am Wochenende beim Bäcker schaffte der Junge es, die Brötchen zu bestellen, ohne dass die Verkäuferin nachfragen musste, weil er zu leise gesprochen hatte. Als er danach am Kiosk vorbeikam, vor dem ein kleinerer Junge sehnsüchtig auf einige Süßigkeiten schielte, wechselte ein weiterer Mutstein den Besitzer. Wenn er in den nächsten Wochen in der Schule die richtigen Antworten wusste, dann steckte er die eine Hand in die Hosentasche, zu den letzten beiden Mutsteinen, und meldete sich mit der anderen. Bald hatte er sich so sehr daran gewöhnt, sich zu melden, dass er immer öfter vergaß, mit der anderen Hand den Mutstein festzuhalten. Es vergingen also einige Wochen, in denen die Mutsteine nicht viel zum Einsatz kamen. Als einer seiner Freunde jedoch einen blauen Brief bekam, weil er sich zu wenig meldete, was nur dazu führte, dass er sich noch weniger meldete, da wusste der Junge, wie er helfen konnte. Er schrieb die Anleitung für die Mutsteine auf einen Zettel, wickelte einen seiner Steine darin ein und versteckte

den Zettel in der Pause zwischen den Stiften seines Freundes. Es dauerte nicht lange, bis er beobachten konnte, wie der Mutstein wirkte.

So war nun nur noch ein Mutstein übrig, doch der Junge störte sich nicht daran. Einer würde reichen und die anderen waren ja nicht ganz weg, sie halfen nur anderen Menschen. Dieser eine Stein sollte ihm jedoch nicht mehr lange erhalten bleiben. Schon am nächsten Tag, auf dem Rückweg von der Schule, hatte er das Gefühl, dass jemand anders ihn besser gebrauchen konnte. Dieser Jemand war eine Frau, die vor einem hohen Gebäude stand und sich ganz offensichtlich nicht traute, hineinzugehen. Der Junge wusste, wie sie sich fühlte. Dieses schreckliche Gefühl des Nicht-Bereit-Seins hatte er schon so oft gefühlt, dass er es ganz genau kannte. Er wusste nicht, wovor die Frau sich fürchtete oder wofür sie Mut brauchte, aber er konnte auch nicht mit ansehen, wie sie dort stand. Er zog seinen letzten Mutstein aus der Tasche. Wenn er diesen Stein abgab, hätte er selbst keinen mehr. Aber wenn er in den letzten Wochen eins gelernt hatte, dann war das, zu erkennen, wann jemand eine Extraportion Mut dringender brauchte als er. Er hatte gesehen, dass nicht nur er manchmal ein Problem damit hatte, genügend Mut zu finden, und er hatte auch gemerkt, dass er und alle anderen viel mehr schaffen konnten, seit sie die Mutsteine hatten. Er ging zu der Frau und zupfte sie am Ärmel. Sie schrak zusammen, doch als sie zu ihm heruntersah, lächelte sie. Der Junge hielt ihr seinen letzten Stein hin. „Das ist ein Mutstein“, sagte er. „Wenn man ihn festhält und die Augen schließt und sich ganz fest vorstellt, wie man das macht, für das man Mut braucht, dann schafft man es auch.“ Das Lächeln der Frau wurde breiter. Zögerlich nahm sie den Stein entgegen. Sie sah zu dem Jungen, dann auf den Mutstein und dann schloss sie die Augen. Der Junge lächelte und machte sich auf den Weg nach Hause. Er wusste, dass sie nicht mehr lange hier stehen würde. Abends, als der Junge im Bett lag, konnte er nicht anders, als dauernd auf die leere Stelle auf seinem Nachttisch zu schauen, an der nun kein einziger Mutstein mehr lag. Auch wenn die Stelle unglaub-

lich leer aussah und er ein leicht mulmiges Gefühl bei dem Anblick hatte, hatte er nicht wirklich das Gefühl, dass ihm etwas fehlte. Ganz im Gegenteil, die Mutsteine hatten ihm etwas gegeben, das er vorher nicht gehabt hatte. Er konnte es noch nicht ganz beschreiben, aber das Gefühl war da und mit jedem Stein, den er abgegeben hatte, war es nur stärker geworden. Die einzige Frage war, was seine Großmutter dazu sagen würde. Immerhin hatte sie ihm die Steine gegeben und sie hatte ihm gesagt, er sollte sie benutzen – und nicht verschenken! Doch als er das nächste Mal bei ihr war und ihr vorsichtig erzählte, dass er keinen einzigen Mutstein mehr hatte, da sah die Großmutter nicht wütend oder enttäuscht aus, sondern einfach nur neugierig. „Warum?“, fragte sie. „Sind sie dir aus der Tasche gefallen?“ „Nein“, sagte der Junge. „Ich habe sie verschenkt.“ „Und warum hast du das getan?“ Der Junge überlegte. Er wusste, dass seine Großmutter das nicht einfach so fragte. Sie wollte wirklich wissen, was er sich dabei gedacht hatte. „Weil ich sie Leuten gegeben habe, die sie auch brauchen“, sagte er schließlich. „Ich weiß, wie es sich anfühlt, zu wenig Mut zu haben. Ich wollte ihnen helfen.“ „Und wie fühlst du dich damit, dass sie jetzt weg sind?“, fragte die Großmutter. Der Junge lächelte. „Alles in Ordnung.“ Und sein Lächeln wurde zu einem breiten Grinsen, das die Großmutter mit ansteckte. „Es sind ja nur Steine.“

Denn der Junge hatte eins gelernt: Er konnte viel mehr schaffen, als er sich zutraute. Er musste es nur versuchen. Und auch wenn er jetzt keine Steine mehr in der Tasche hatte, schloss er von nun an manchmal die Augen, wenn er sich nicht direkt traute, und stellte sich vor, wie er es schaffen würde. Er war nicht mutiger als vorher, aber er wusste jetzt, dass der Mut, den er hatte, auch ausreichen konnte. Und manchmal, wenn er jemanden sah, der ein wenig Mut gebrauchen konnte, dann hob er einen Stein vom Boden auf und erzählte die Geschichte von den Mutsteinen. Es half, immer und immer wieder. Dabei waren es nur Steine.

Katharina Körting, 56 Jahre

Johanna will den Regenbogen kaufen

Es war einmal ... vor gar nicht langer Zeit ...

ein kleines Mädchen, das hieß Johanna.

Sie war ungefähr so alt, wie Du jetzt bist.

Und sie mochte zwei Dinge unheimlich gerne: Regenbogen und Schokoladenbrot. Am liebsten mochte sie das Schokoladenbrot in Bananenform, mit ein paar Scheiben Banane oben drauf: Dann war sie glücklich. Allerdings gab es beides nur selten bei ihr zuhause, denn ihr Vater, der sich um sie kümmerte, lebte umweltbewusst und erklärte: „Für Schokolade braucht man Kakao, und der muss weit fliegen, und Fliegen ist ungesund für das Klima!“ Davon hatte Johanna schon gehört: Dass man nicht so viel fliegen soll. Ihre Schulfreunde erzählten gern von ihren weiten Reisen mit den Eltern – einer war sogar schon auf den Malediven gewesen! Darunter konnte sie sich gar nichts vorstellen. Mit ihrem Vater reiste sie in den Harz zum Wandern oder in die Uckermark zum Regenbogengucken – mit der Eisenbahn. „Wir fliegen nicht, wenn es anders geht“, bestimmte der Vater. Und es ging eigentlich immer anders. Auch in weit entfernte Städte in Europa konnten sie mit dem Zug reisen. Es war aufregend, dauerte lange, sie brauchten Zeit. Während die anderen Kinder mit dem Auto zur Schule gefahren wurden, ging Johanna zu Fuß. „Einfach leben“, verlangte der Vater, und Johanna fand das okay, auch wenn es manchmal ganz schön anstrengend war.

Aber das erzähle ich nur, damit du weißt, was Johanna für ein Mädchen war.

Die Geschichte handelt nämlich nicht von Autos oder Schokoladenbrot, das wäre ja auch langweilig: Schokoladenbrot muss man essen, nicht erzählen.

Und Autos muss man stehenlassen, damit sie die Umwelt nicht verpesten. Die Geschichte handelt von etwas ganz Anderem.

Die Geschichte handelt davon, wie es ist, wenn man in Gedanken verweilt. Eines Tages ging Johanna zu ihrem Papa und fragte:

„Papa, gibst du mir ein bisschen Geld? Ich muss was kaufen?“

„Kaufen, kaufen, immer kaufen! Was musst du denn kaufen?“, fragte der Papa.

„Das kann ich dir jetzt noch nicht sagen, Papa.“

Das gefiel dem Papa aber gar nicht: Er sollte Geld herausrücken und noch nicht mal wissen, wofür? Wer weiß, vielleicht wollte seine Tochter sich in einem der Billigläden ein schlechtes T-Shirt holen. Oder Kaugummis. Und beides war streng verboten. Naja, vielleicht wollte sie auch nur ein paar Klebebilder oder ein Eis. Das wäre nicht so schlimm, aber wissen wollte er es doch.

Der Papa griff also zu dem gemeinen Mittel, zu dem Eltern immer greifen, wenn sie sich besonders schlau vorkommen, und sprach:

„Johanna, wenn du mir nicht sagst, was du kaufen willst, kann ich dir das Geld nicht geben.“ Er sagte natürlich kann und nicht will, was völliger Blödsinn ist: Natürlich könnte er Johanna Geld geben, ohne zu wissen, wofür. Er wollte aber eben nicht. So dumm war Johanna nicht, dass sie das nicht durchschaut hätte.

Sie seufzte und sagte:

„Ach Papa, wenn ich dir das erzähle, gibst du mir das Geld bestimmt! Aber soll doch eine Überraschung sein.“

Und sie griff zu dem gemeinen Mittel, zu dem Kinder immer greifen, wenn sie sich besonders schlau vorkommen und sprach:

„Vertraust du mir etwa nicht?“

Der Papa wiegte den Kopf hin und her.

„Hör zu, Johanna, mach mir doch ... eine kleine Andeutung, so dass ich raten kann. Ist es etwas zu essen?“

„Nee!“, sagte Johanna.

Wie konnte er nur so etwas vermuten!

„Etwas zum Anziehen?“

„Ach was, ich habe genug Klamotten, sagst du doch selbst immer! Denkst du, ich werfe dein Geld zum Fenster raus?“

Der Papa musste lächeln.

„Dann willst du ein neues Spielzeug kaufen?“, riet er weiter.

Jetzt antwortete Johanna nicht sofort, weil sie nicht genau die Antwort wusste. Dann gab sie sich einen Ruck.

„Na gut, Papa“, sagte sie, „ich erzähl's dir, aber du darfst nicht lachen, schwöre!“

„Ich schwöre“, erklärte der Papa und hielt feierlich die rechte Hand hoch.

„Weißt du, Papa“, begann Johanna, „ich will den Regenbogen kaufen.“ Ihrem Papa blieb der Mund offenstehen. Es passierte nicht allzu oft, dass der Papa gar nichts zu sagen wusste, und Johanna wartete still. Als er endlich seine Sprache wiederfand, hatte sie alle Füllungen in seinen Zähnen gezählt: Er hatte zehn Plomben. Ganz schön viele, fand sie.

„Aber den Regenbogen kann man nicht kaufen!“, rief der Papa.

„Ich wusste, dass du das sagst, aber das stimmt nicht“, triumphierte Johanna. „Ich hab's selber gesehen, im Fernsehen, da hat ein Junge den Regenbogen gekauft!“

Der Papa verfluchte innerlich diese allzu phantasievollen Kindersendungen: Wurde den Kindern da nicht viel zu viel Blödsinn erzählt? Und er musste es dann wieder ausbügeln! Er fand die realistischen Sachen besser, wo die Kinder lernen, wie man Kuchen backt, Wasser spart, oder wo sie etwas über Mülltrennung erfahren.

„Wann hast du denn schon wieder ferngesehen?“, wollte er wissen.

„Na, bei Mama natürlich!“, sagte Johanna.

Die Mama war nicht ganz so streng wie der Papa.

„Und wenn du mir jetzt nicht gleich das Geld gibst, dann frage ich eben sie!“

„Hör mal, Johanna, erstens lasse ich mich nicht erpressen, zweitens lässt deine Mutter sich auch nicht erpressen, und drittens – du musst nicht alles glauben, was im Fernsehen kommt, weißt du?“

Das letzte sagte der Papa ganz sanft, so wie immer, wenn er ihr eine Abfuhr erteilte. Johanna sträubten sich die Haare auf den Armen. Dann stampfte sie mit dem Fuß auf und schrie:

„Du bist gemein! Außerdem lügst du!“

Dabei verzog sie das Gesicht, so dass sie erbärmlich aussah.

Der Papa wurde ganz klein und hilflos. Johanna konnte richtig sehen, wie er schrumpfte. Das tat er immer, wenn sie so wütend war, und das wusste Johanna natürlich ganz genau. Sie warf sich auf den Boden und schrie:

„Ich will den Regenbogen kaufen! Ich will, ich will, ich will!“

Der Papa wollte sie in den Arm nehmen, aber Johanna wälzte sich weiter auf dem Boden und schrie. Es hörte sich sehr unglücklich an. Es hörte sich so an, als wolle sie den ganzen Tag so weitermachen.

Schließlich gab der Papa sich geschlagen.

„Na gut“, seufzte er und kramte seine Geldbörse hervor. „Wie teuer ist denn der Regenbogen?“

Johanna hörte sofort mit dem Schreien und Wälzen auf. Sie stellte sich hin, strich die wirren Haare aus ihrem Gesicht und antwortete:

„Mensch, Papa, wie soll ich das denn wissen? Ich muss doch erstmal den Laden finden, wo ich ihn kaufen kann. Einen Regenbogen gibt es schließlich nicht überall zu kaufen!“

Sie setzte ein strenges Gesicht auf: Da hätte er nun wirklich von selbst drauf kommen können, fand sie.

„Am besten, du gibst mir einfach alles Geld, und dann gehe ich auf die Suche und bring dir den Rest wieder“, schlug sie vor.

„Alles Geld?“, erschreckte sich der Papa und hielt sein Geld fest umklammert. „Meinst du nicht, wir können den Regenbogen im Internet bestellen?“

„Auf keinen Fall“, lehnte Johanna ab. „Weißt du nicht mehr, was beim letzten Mal alles für Spam kam, nachdem wir im Internet etwas gesucht hatten?“

Der Papa erinnerte sich.

„Mit dem Internet bin ich fertig!“, meinte Johanna und brachte ihn damit zum Lächeln.

„Und wo willst du den Regenbogen suchen gehen?“

„Na, hier!“ Johanna schwenkte vage den Arm durch die Wohnung.

„Okay, abgemacht“, stöhnte der Papa, „aber lass dich nicht übers Ohr hauen!“ Und er zog mit der einem Hand sachte an ihrem Ohr und übergab ihr mit der anderen Hand die Geldbörse.

„Vertrauen schenkt Vertrauen“, sagte er rätselhaft dazu.

„Ja, ja!“ Johanna nahm schnell das Geld an sich, bevor er es sich wieder anders überlegte. Sie steckte die Börse in ihre Hosentasche und machte sich auf die Suche nach dem Regenbogen. Zuerst musste sie die Wolken finden, für den Regen. Denn ohne Regen gibt es ja keinen Regenbogen. Als sie am Fenster eine Wolke gefunden hatte, bat sie:

„Wolke, gibst du bitte ein bisschen Regen?“

Und die Wolke schüttete ein paar Regentropfen aus.

Dann musste sie die Sonne finden, für die Farben. Denn ohne Sonne gibt es keine Farben. Die Sonne hatte sich hoch oben am Himmel versteckt.

„Sonne, sendest du bitte ein paar Sonnenstrahlen?“, bat Johanna. Und die Sonne strahlte vom Himmel.

Johanna schob die regnende Wolke näher an die Sonne heran, weil sonst ja kein Regenbogen kommen könnte, und dann sah sie ihn. Er leuchtete. Sie begann, auf ihn heraufzusteigen. Sie dachte, ganz in der Mitte könnte sie ihn vielleicht kaufen, den Regenbogen. Irgendwo musste er doch ansprechbar sein?

Als sie in der Mitte angekommen war, fühlte sie sich sehr weich und sehr warm. Sie schlief ein und träumte von Farben.

Dann wachte sie auf und flüsterte mit ihrer liebsten Stimme:

„Du, Regenbogen, ich möchte dich gern kaufen!“

„Wie bitte?“, schrie der Regenbogen auf und wackelte vor Schreck, so dass Johanna fast aus ihren Gedanken herausgefallen wäre.

„Ich möchte dich gerne kaufen“, wiederholte Johanna etwas lauter, aber immer noch sehr lieb, weil sie dachte, der Regenbogen hätte sie nicht gehört.

„Mich kann man nicht kaufen!“, dröhnte der Regenbogen so laut, dass es Johanna in den Ohren summete.

„Aber“, wagte Johanna einzuwenden, „im Fernsehen hab ich's gesehen –“
„Im Fernsehen!“, lachte da der Regenbogen. „Glaubst du etwa alles, was du im Fernsehen siehst? Ich will dir mal was sagen: Im Fernsehen habe ich überhaupt nix zu suchen. Da war ich noch nie, da kennt mich keiner, die haben mich höchstens mal fotografiert.“

Es klang abfällig.

Johanna wurde plötzlich sehr traurig.

Als der Regenbogen aufhörte, abfällig zu sein, bemerkte er das. Nun tat es ihm leid, dass er so grob gewesen war. Er überlegte fieberhaft, wie er das wieder gut machen könnte und schaukelte ein bisschen, zur Beruhigung. Johanna schaukelte mit. Ein paar Tränen kullerten aus ihren Augen und rutschten den Regenbogen hinunter, wie auf einer bunten Rutsche. Sie wurden zu minikleinen Regenbogentropfen, schillernd und licht. Das brachte den Regenbogen auf eine Idee.

„Ich weiß, was wir machen“, verkündete er.

Johanna wischte sich die Tränen ab und guckte erwartungsvoll.

„Ich gebe dir“, sagte der Regenbogen, „eine kleine gefrorene Regen-
kugel. Die nimmst du mit.“

Und immer, wenn du sie in die Sonne hältst, siehst du mich ein bisschen. Aber du hast mich nicht gekauft!“ Darauf musste der Regenbogen bestehen.

„Taut die Kugel denn nicht auf?“, fragte Johanna zweifelnd.

„Nein, es ist eine besondere Regentropfenkugel“, versicherte der Regenbogen.

„Und ich muss dir gar kein Geld geben?“, freute sich Johanna. Sie hatte schon Angst gehabt, dass das Ganze zu teuer würde. Schließlich wollte sie Papas Geld nicht verschwenden – und noch weniger übers Ohr gehauen werden.

„Geld kostet es nicht“, sagte der Regenbogen.

„Was denn?“

„Ein paar Gedanken an mich. Sonst funktioniert's nicht, sonst schmilzt die Regenkugel.“

„Okay, abgemacht.“ Johanna streckte dem Regenbogen die Hand hin.

Zu spät fiel ihr ein, dass ein Regenbogen ja gar keine Hände hatte. Verlegen wollte sie ihre Hand wieder in die Hosentasche stecken, doch da fühlte sie etwas Kaltes auf der Haut und sah die gefrorene Regenkugel. „Steck sie für den Transport in den Mund – sie schmilzt nicht“, riet ihr der Regenbogen. „Und wenn du unten bist, spuckst du sie aus und versuchst es mal, ja?“

Ein Regenbogen hat keinen Mund, das wusste Johanna, aber als sie die Regenkugel in den Mund steckte, hatte sie ein Gefühl, als ob der Regenbogen ihr einen Kuss gäbe.

„Tschüss Regenbogen! Bis bald!“, rief sie und rutschte, zum Abschied winkend, den Regenbogen hinunter, bis sie auf der Erde landete. Auf dem Fußboden ihres Kinderzimmers. Sie lief zum Papa.

„Was ist mit meinem Geld“, murrte der, ohne aufzusehen, „hast du alles ausgegeben?“

„Hier hast du dein Geld!“ Johanna warf ihm die Geldbörse in den Schoß. „Keine Angst, es ist noch alles da.“

„Hast du deinen Regenbogen nicht gefunden?“, fragte der Papa, ein bisschen mitfühlend, aber nicht ganz bei der Sache: Er hatte die Nase in der Zeitung und las beunruhigt von der neuesten Überschwemmung.

„Ich hab was viel Besseres“, prahlte Johanna, zog ihn ans Fenster, spuckte die gefrorene Regenkugel aus und hielt sie in die Sonne.

„Wir müssen an den Regenbogen denken, Papa, sonst funktioniert's nicht“, ordnete sie an. Der Papa gehorchte. Beide dachten zusammen an den Regenbogen.

Und sie staunten und schwiegen eine Weile, so schön war das.

„Du Papa“, flüsterte Johanna nah an seinem Ohr und kitzelte ihn mit ihren Haaren. „Du hast Recht gehabt. Den Regenbogen kann man wirklich nicht kaufen.“

Aber sie hörte sich nur ein ganz kleines bisschen traurig an.

Ronja Lukschanderl, 12 Jahre

Matteo und die Eule – eine magische Zeitreise

Er stand etwas abseits und schaute zu. Nina, das Mädchen, das in der Grundschule seine beste Freundin gewesen war, war umringt von seinen Freunden, die sich immer wieder ein Buch zuwarfen. Ninas Buch. Irgendwann landete es in einer Matschpfütze. Alex gesellte sich zu ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter. „Komm, hier haben wir nichts mehr verloren“, sagte sein Freund. Für einen kurzen Moment blickte er Nina in die Augen. Alex wurde ungeduldig. „Komm schon!“ Nina blickte ihn fassungslos an. „Das kannst du nicht machen“, flüsterte sie. Er schaute sie mitleidig an und zuckte die Schultern. Dann ging er.

Schweißgebadet wachte Matteo auf. Nein, nicht schon wieder! Mit zitternden Fingern tastete er den Nachttisch nach seinem Wecker ab. Ah, da war er ja! Matteo blickte auf das Ziffernblatt. Nein, nein, nein! 3 Uhr. So wie die letzten drei Tage, als er von etwas geträumt hatte, das er falsch gemacht hatte und am liebsten wieder gut machen würde. Danach wachte er immer schweißgebadet auf und ja, ein Blick zum Fenster verriet Matteo, dass wirklich alles so war wie gestern und vorgestern und vorvorgestern. Die weiße Eule saß wieder auf seiner Fensterbank und schaute ihn mit großen, klugen Augen an. Matteo kuschelte sich in seine Decke und dachte über den Traum nach. Mit dieser Aktion hatte er damals die Freundschaft zwischen ihm und Nina kaputt gemacht. Eine Träne kullerte über Matteos Wange. Schnell wischte Matteo die Träne weg und schlief dann endlich wieder ein.

Der nächste Schultag flog an Matteo vorbei, ohne dass er groß etwas vom Unterricht mitbekam. Er war in der Klasse 8a eines Gymnasiums in der Großstadt. Nach der Schule lief er über einen Umweg nach Hause, damit er nicht durch die lebhafteste Stadt musste. Dabei kam er in eine verlassenere Gasse. Die Wände waren grau und schmutzig und an ein

paar Stellen waren Bilder mit Graffiti hin gesprüht worden. Plötzlich kam Matteo eine Idee. Er schaute sich um. Niemand war zu sehen. Nur eine Taube suchte auf dem Boden nach Krümeln. Dann ließ Matteo seinen Rucksack zu Boden gleiten und öffnete den Reißverschluss. „Da sind sie ja“, meinte Matteo und beförderte einen Beutel mit Farben ans Tageslicht. Er war schon immer sehr gut in Kunst gewesen und Malen machte ihm unglaublich viel Spaß. Ein Lächeln huschte über Matteos Gesicht. Die Pinsel wirbelten über die graue Mauer und zauberten so nach und nach ein Bild an die Wand. Es zeigte verschiedene Situationen, die Matteo erlebt hatte. Genau wie in seinen Träumen. „Ist ganz gut geworden“, meinte Matteo zu sich selbst und lächelte. Plötzlich löste sich ein Schatten von einer dunklen Ecke. „Ja“, sagte der Schatten. Matteo erschrak. Das war Nina! „Danke, äh. Du Nina ... Ich, ähm“, stammelte Matteo. Nein, er traute sich einfach nicht, Nina wegen der Sache von damals anzusprechen. Wieso war er nur so feige? Nina schaute ihn an. „Ja?“, fragte sie ihn. „Ach, nichts. Bis morgen“, murmelte Matteo. Nina schaute fast ein bisschen enttäuscht, als sie sich ebenfalls verabschiedete und die Gasse entlang nach Hause ging. Matteo seufzte und schaute ihr nach. Er hatte einfach keinen Mut. Leider. Er hatte eine Lieblingslehrerin, Frau Mayer. Auch sie mochte ihn. Bis zu dem Zeitpunkt, als er dachte, er müsse cool sein. Er nahm heute den frühesten Bus, der an einem Dienstagmorgen zu seiner Schule fuhr. Natürlich hätte er auch laufen können, aber dazu hatte er so früh keine Lust. Es war 7:25 Uhr und noch fast niemand war im Schulgebäude unterwegs. Er wusste nicht, warum er das hier tat. Na ja, vielleicht doch. Zum gefühlt tausendsten Mal blickte er auf den kleinen Zettel, den Alex ihm gestern zugesteckt hatte. „Zeig mal, was du kannst. Morgen in der ersten Stunde bei Frau Mayer. Und wehe, wenn nicht!“ Diese Worte las er immer und immer wieder. In Zeitlupe lief er zu seinem Klassenzimmer. 6a, stand in geschwungenen Buchstaben auf der Tür. Dann schaute er sich um. Niemand zu sehen. Und plötzlich ging alles ganz schnell. Er öffnete die Tür, holte ein Blatt aus seiner Jackentasche und legte es auf das Pult von Frau Mayer. Dann entfernte er sich so

schnell wie möglich. Als es zum Unterricht läutete, lief er zusammen mit allen anderen in das Klassenzimmer. Frau Mayer wartete schon. Ihr Blick war zornig, ihre Arme in die Hüfte gestemmt. „Was soll das?“, brüllte sie, als er das Zimmer betrat. Auf dem Blatt war ein Schwein gemalt. Ja, das hatte er gemalt. Aber was war das? Auf das Schwein zeigte ein Pfeil mit der Unterschrift: Frau Mayer. Und unten, in der Ecke, stand sein Name! Und das Schwein war so gut gemalt, da wusste Frau Mayer, dass das kein dummer Streich war. Leider. Als er zu Alex blickte, wusste er, wer ihm das eingebrockt hatte. Alex grinste ihn frech an.

Matteo wachte auf, schon wieder. Dieses Ereignis war so schlimm gewesen. Ihm kamen die Tränen. Und diesmal ließ er ihnen freien Lauf. Er würde das alles so gerne wieder gut machen! Plötzlich hörte er ein leises Klopfen, das von seinem Fenster kam. Mit verweinten Augen blickte er in Richtung Fenster. Die weiße Eule saß auf der Fensterbank und starrte ihn erwartungsvoll an. Matteo lächelte. Dieses Tier war so schön! Er lief auf bloßen Füßen zum Fenster und öffnete es. Als hätte die Eule genau auf diesen Augenblick gewartet, flog sie geschmeidig auf ihn zu und ließ sich auf seinem Arm nieder. Vorsichtig strich Matteo ihr über das Gefieder. „Du bist ja eine Hübsche“, murmelte Matteo. „Danke“, hörte Matteo plötzlich in seinem Kopf. „Hallo? Ist da wer?“, fragte er verunsichert. „Natürlich, ich sitze auf deinem Arm“, ertönte schon wieder dieselbe Stimme. Matteo schaute die Eule ungläubig an. „Du kannst sprechen?“, fragte er. „Ja, das kann ich. Aber nur du kannst mich hören. Ich heiße übrigens Elea. Ich werde auf dich aufpassen. Denn bald wird etwas passieren, das du nicht verstehen wirst.“ Mit diesen Worten flog die Eule auf und davon, in die schwarze Nacht hinein. Matteo schaute ihr noch lange nach. Währenddessen dachte er über die Worte von Elea nach. Doch er kam einfach nicht darauf, was sie bedeuten könnten. Also legte er sich wieder ins Bett und schlief bald darauf ein.

Am nächsten Morgen lief er wie immer nach dem Frühstück um 7:25 Uhr los zur Schule. Wie jeden Morgen nahm er die Abkürzung durch die verlassene Gasse. Schon von Weitem sah er das bunte Bild, das er

gestern an die Wand gemalt hatte. Hier störte es sowieso niemanden und etwas Buntes tat dieser trostlosen Gasse gut. Nun kam er seinem Bild immer näher. Doch irgendetwas war seltsam. „Warum leuchtet das denn so?“, wunderte sich Matteo. Tatsächlich, sein Bild war von einem grünlichen Schimmer umgeben, der Matteo magisch anzog. Mit vorsichtigen Schritten lief er auf die Wand zu. Je näher er kam, desto kräftiger leuchtete das Bild. Nun stand er davor. Er wurde geblendet, so sehr strahlte die Mauer. Matteo streckte die Hand aus – und berührte sein Bild. Auf einmal hörte er einen lauten Knall. Matteo sah Szenen vor seinem inneren Auge, die er an die Wand gemalt hatte. Ihm war heiß und kalt zugleich. Was passierte hier? Er sah schon wieder das Ereignis mit Nina und schrie auf. Nein, nein, nein! Matteo hörte den Schrei noch immer in seinen Ohren, als er kurz Elea sah. Die Eule blickte ihn ruhig an. „Entspann dich. Alles wird gut“, flüsterte sie noch, dann wurde es schwarz um Matteo herum.

Matteo blinzelte. Wo war er? Was war passiert? Er blickte sich verwirrt um. Er war immer noch in der Gasse, aber etwas war anders. Sein Bild war weg! Und was hatte er überhaupt für einen Schulranzen? Es war nicht sein geliebter Nike-Rucksack. Es war sein grüner Coocazoo-Ranzen, den er in der 5. und 6. Klasse hatte. Auch seine Schuhe waren anders, seine Jacke, überhaupt alles war so, wie er es damals hatte. Plötzlich dämmerte ihm etwas. Er dachte an Eleas Worte. Bald wird etwas passieren, was du nicht verstehen wirst. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. Was war, wenn ...? Nein, man konnte nicht in die Vergangenheit reisen. Oder etwa doch?

Matteo hörte den Schulgong. Mist! Er packte alles zusammen und sprintete zur Schule. Da stand ja die große Eiche vor dem Schultor! War die nicht letztes Jahr gefällt worden? Schnell betrat er das Schulgebäude und lief hoch zum Klassenzimmer der 8a. Als er die Tür öffnete, schauten ihn lauter fremde Gesichter an. „Matteo?“, fragte Frau Mayer freundlich. Seit der Geschichte von damals war Frau Mayer eigentlich nicht mehr so nett zu ihm gewesen. „Du hast doch jetzt Mathe bei Herrn Wolf, oder?“ Matteo war verwirrt. „Äh ja, tschuldigung. Bis

später“, murmelte Matteo, bevor er die Tür schloss. Sein Herz raste. Was war hier los? Herrn Wolf hatte er in der 5. Klasse. Er lief auf die Jungentoilette. Erschöpft blickte Matteo in den Spiegel. „AHH!“, er schrie entsetzt auf. Seine Haare! Der Schnitt war ja furchtbar. Den trug er in der 5. Klasse. In der 5. Klasse.

Erschöpft und verwirrt lief Matteo mit seinen Freunden auf den Pausenhof. Alles war so anders. So wie in der 5. eben. „Hey, wart mal hier. Ich hab ne Idee“, meinte Alex plötzlich. Er lief mit ein paar anderen zu Nina. Sie saß auf einer Bank und las ein Buch. Die Jungs näherten sich von hinten. Auf einmal packten sie Nina und rissen ihr das Buch aus den Händen. Nun warfen sie es sich lachend zu. Oh, nein! Das Ereignis wiederholte sich! Diesmal würde er nichts falsch machen! Matteo lief schnell auf die Jungs und Nina zu. Finn warf das Buch gerade zu Alex. Doch da kam es nicht an. Matteo fing es aus der Luft und gab es Nina. „Danke“, sagte sie und lächelte. Glücklich lächelte Matteo zurück. „Was sollte das denn?“, fragte Alex. Matteo verschränkte die Arme. „Das ist doch voll kindisch. Macht lieber was anderes!“

Auf dem Rückweg kam er wieder durch die Gasse. Und obwohl sein Bild nicht da war, wurde er wieder durch ein leuchtendes Portal gezogen. Angst durchflutete ihn. Doch plötzlich sah er Elea. „Auf in die 6. Klasse!“, rief die Eule und es wurde schwarz um ihn herum.

So ging das jetzt mehrere Tage. Er machte Fehler von früher wieder gut und wurde dann zum nächsten Ereignis gezogen. Irgendwie machte Matteo das jetzt sogar richtigen Spaß. Frau Mayer mochte ihn wieder und das war ein gutes Gefühl. Auch mit Nina war er wieder befreundet. Und da die Jungs aus seiner Klasse zu ihm hielten, hatte er auch keinen Stress mehr mit Alex. Der würde ja sonst dumm da stehen. Es war ein richtig gutes Gefühl. Er fühlte sich so stark und mutig. Das hatte er sonst nie so richtig verspürt. Er konnte alles richtig machen, wenn er sich selbst vertraute und das tat, was er selbst für richtig hält. Manchmal ist das nämlich die größte Hürde. Vertraue dir selbst, denn dein Gefühl ist genau richtig! „Ich bin stolz auf dich Matteo! Bis bald!“

Birgit Pontzen, 65 Jahre

Mattis traut sich was

„Bist du fertig, Mattis“, rief Klaus aus der Küche, stürmte in den Flur und blieb abrupt stehen. Mattis kam gerade aus dem Bad und nestelte an seinem Hosenbund.

„Komm, mach schnell, Schuhe an, Jacke an“, sagte Klaus ungeduldig und nahm seinen Mantel auf den Arm.

Mattis zögerte. „Weißt du denn, in welche Klasse ich komme?“

„Natürlich“, versuchte Klaus seinen Sohn zu beruhigen. „Aber wir brauchen zwanzig Minuten mit dem Auto zur Schule – komm jetzt.“

Sie fuhren los. Klaus atmete tief durch und schaute ab und zu in den Rückspiegel. Mattis saß stumm und mit abweisendem Gesichtsausdruck in diesem von ihm verhassten Kindersitz. Die neue Grundschule lag mitten in Essen, umgeben von einem zwei Meter hohen Zaun.

„Das sieht ja aus wie ein Gefängnis“, ertönte Mattis weinerliche Stimme, als Klaus das Eingangstor öffnete. „Ich will wieder in meine Grundschule zurück, da ist ein großer Spielplatz mit Bäumen und Sträuchern. Und überhaupt, hier kann man gar kein Verstecken spielen.“

Klaus Stimme wurde nun resoluter. „Das haben wir doch alles besprochen, Mattis, du weißt, dass es nicht anders geht.“

„Du wirst dich schon bei uns eingewöhnen“, sagte die Rektorin und führte die beiden zu einem Klassenraum.

Klasse 3c las Mattis. Klaus verabschiedete sich rasch, drückte Mattis den Turnbeutel in die Hand und schob ihn in den Klassenraum.

Mattis stapfte missmutig zu dem ihm zugewiesenen Platz, knallte die Schultasche neben den Zweiertisch und den Turnbeutel obendrauf. Das Mädchen, das links neben ihm saß, schaute ihn missbilligend an.

„Was“, zischte Mattis.

Das Mädchen schaute wieder zur Lehrerin nach vorne.

Papa ist ganz schnell weg, ohne richtig tschüss zu sagen. Das hätte Mama nie so gemacht, fuhr es ihm durch den Kopf. Aber vielleicht hatte er es nur eilig gehabt zur Arbeit zu kommen. Er seufzte laut.

Das Mädchen schaute ihn kurz an.

Wie gemein die Erwachsenen doch waren. Angeblich hatte Mama ihn lieb. Sollte er das wirklich glauben? Weshalb musste sie dann nach Bayern ziehen? Ohne ihn? Aber mit einem anderen Freund. Wo es doch Papa gab.

Die Lehrerin berührte ihn an der Schulter. Mattis zuckte zusammen.

„Mattis, kannst du die Matheaufgabe lösen?“, fragte sie und deutete zur Tafel.

„Ja, klar“, meinte Mattis nach einem kurzen Blick.

„Dann geh doch mal nach vorne!“ Sie reichte ihm den Stift, Mattis stand auf, den Blick fest auf die Aufgabe gerichtet.

„Guck mal, der neue gibt ja an ... was hat der denn für eine orange Jacke an ... wo kommt der denn her ... der hat so lange Haare wie ein Mädchen ... ist das ein Junge“, begleiteten ihn die Kommentare aus den Tischreihen, als er zur Tafel ging. Einige lachten, fast alle grinsten.

„Na wartet“, dachte er ungerührt, löste die Aufgabe stumm und kehrte zu seinem Platz zurück. Äußerlich reglos, die Reaktionen der anderen Schüler und das Lob der Lehrerin ignorierend.

Das Mädchen links von ihm schaute ihn wieder an. Diesmal glitt der Anflug eines Lächelns über ihr Gesicht, bemerkte Mattis. Die Kinder in dieser Klasse sind auch gemein, na, denen werde ich es zeigen. Was hatte Papa noch gestern Abend auf der Bettkante zu ihm gesagt? Sei tapfer, wage etwas und sei furchtlos! Also tapfer bin ich schon gewesen; ich habe nicht geweint an der Klassentür. Ich habe es gewagt, in der orangenen Bomberjacke aus dem Secondhandladen durch die Tischreihen nach vorne zu gehen.

Puh, es klingelt.

Das Mädchen strich sich die langen dunklen Haare aus dem Gesicht und sprach ihn an: „Hi, ich zeige dir, wo der Schulhof ist. Ich heiße Sascha.“

Die heißt Sascha? War das nicht ein Jungenname? Mattis staunte, aber nur innerlich.

Zielstrebig schlängelte sich Sascha durch die Tischreihen, den Gang entlang, eine Treppe hinunter zu einer Hoftür. Mattis lief ihr hinterher. „Spielst du jetzt für den orangen Mathestreiber die Mama“, höhnte ein Junge mit blonden Locken.

„Sascha hat ´nen Pascha“, lachte ein dicklicher Junge und tänzelte neben Mattis hin und her.

Sascha lief ungerührt weiter auf den Hof, drehte sich erst um, als sie eine laute Stimme hörte, die rief: „Boah, was seid ihr feige! Sascha hat nichts gemacht. Sagt doch zu mir, dass ihr mich bescheuert findet.“

Mattis hatte die Hände aus den Jackentaschen genommen und schritt langsam auf die beiden Jungen zu. Andere Kinder hatten Mattis gehört und stellten sich neugierig in Grüppchen um sie herum.

So, Papa, wenn du mich jetzt sehen könntest, würdest du mich bestimmt furchtlos nennen und mich loben. Mama würde jetzt schimpfen. Er lächelte bei dem Gedanken.

„Warum grinst du?“, rief der Lockenkopf. „Wir sind zu zweit. Hast du keine Angst?“

„Ne“, lachte Mattis. „Wo ich herkomme, habe ich im Judoclub trainiert. Kleine Kostprobe gefällig?“

Er machte einen Ausfallschritt und winkelte die Arme an.

Der dickliche Junge tänzelte jetzt nervös von einem Bein aufs andere. Der Lockenkopf schrie: „Blöder Angeber!“

Jetzt musste Mattis weitermachen – das wusste er. Sonst hätte er verloren. Er imitierte einige Bewegungen und Armschläge in die Luft, so wie er sie mit Papa auf dem Teppich im Wohnungsflur geübt hatte. Er bewegte sich auf Lockenkopf zu, stieß einen lauten Schrei aus und berührte mit einer schnellen Armbewegung seine Wange, der ihn erschrocken ansah. Mattis sagte ganz ruhig: „Wenn ich jetzt zugeschlagen hätte, hättest du eine gebrochene Nase.“

Die umstehenden Kinder tuschelten.

Sascha zog ihn am Ärmel.

„Komm mit, schnell, da kommt die Schulleiterin, das gibt Ärger!“
Wieder folgte Mattis ihr. Hinter einem Strauch drehte sie sich um, schaute Mattis an und grinste: „Du hältst den rechten Arm falsch. Er muss viel gerader nach vorne schnellen und der linke Arm ...“.
Weiter kam sie gar nicht. Mattis und Sascha lachten lauthals gemeinsam und konnten gar nicht mehr aufhören.

Melanie Roth, 44 Jahre

Fantasma

Das war es also. Mein Ende. Aus und vorbei. Ich sank tief in meinen Stuhl und versuchte, das Hier und Jetzt zu verlassen. Nichts passierte. Mist. Die anderen kratzten unterdessen unruhig mit ihren Messern in die Tische, als Herr Skeleton den Kiefer aufklappte.

„Gleich, liebe Schülerinnen und Schüler, ist es soweit! Ihr dürft das erste Mal allein umgehen, heimsuchen und spuken, bis den Menschen die Haare zu Berge stehen und das Blut in den Adern gefriert.“

Alle sprangen jubelnd auf und kreischten. Sinistro, der blöde Angeber, zog die Mütze seines schwarzen Mantels ins Gesicht und rasselte mit seiner neuen Kette. Alle waren total aus dem Häuschen. Nur ich nicht. Ich fand spuken nicht so toll. Ich mochte keine Dunkelheit, keine verlassenen Hütten und vor allem keine heulenden Werwölfe. Mein Bruder behauptete, ich wäre ein Angsthase. Vielleicht stimmte das sogar. War aber doof für einen Geist.

„So, nun kommt bitte nach vorne und holt eure Spuk-Einsatzkarten ab, auf dem der Spuk-Ort und die zu bespukende Person stehen.“

Ich stellte mich hinten an und schaute auf die Wand, an der unsere Kunstwerke hingen. Thema Wasser. Mit meinem Regenbogen hatte ich mir echt viel Mühe gegeben, damit die Farben nicht ineinanderflossen. Sinistro hatte einen Tsunami gekritzelt und wie üblich eine eins bekommen.

Freundlich mit dem Kiefer klappernd überreichte mir Herr Skeleton meinen Zettel. Ich las die Wörter und fiel beinahe um. Das durfte doch nicht wahr sein.

„Hey Fantasma, zeig mal, was du hast.“

Sinistro schaute über meine Schulter und flippte aus.

„Das alte Schloss! Du Glücksgeist! Der verwunschenste Ort von allen. Das wird bestimmt ein Spaß! Ich habe nur das Museum bekommen. Der Nachtwächter ist eine harte Nuss. Gut, dass ich meine Kette habe.“

Mit diesen Worten stampfte Sinistro auf und war weg. Weg wie alle anderen. Nur ich war noch da. Herr Skeleton sah mich fragend an. Ich suchte verzweifelt nach einer Ausrede, einem guten Grund, nicht in das unheimliche Schloss zu müssen. Aber im Lügen war ich sogar noch schlechter als im Spuken. Ein kleiner Stampfer und sofort befand ich mich in einer dunklen Eingangshalle.

Habe ich euch erzählt, dass ich Dunkelheit nicht mochte? Das war geflunkert. Ich hasste Dunkelheit! Leider war die Eingangshalle des Schlosses so finster, dass ich zuerst einmal gar nichts sah. Allmählich gewöhnten sich meine Augen an das fehlende Licht. Viel stand nicht herum. Ein Stuhl und ein alter Holzschrank. Ich nahm meinen Mut zusammen und schwebte die Stufen nach oben. Umso schneller ich einen Menschen erschreckte, desto schneller konnte ich zurück in die GOSG. Die Gesamtschule für Orks, Spukgestalten und Geister.

Auf meiner Spuk-Einsatzkarte stand, dass drei Menschen im Schloss wohnten. Zwei große und ein kleiner. Ich fand Menschen gruselig, vor allem die großen. Deshalb entschied ich mich, das Menschenkind zu erschrecken. Die kleinen Menschen waren ein bisschen weniger hässlich als die großen, die so seltsam wabbelige Nasen hatten. Sie stanken auch mehr nach Matsch und Schlamm. Das war angenehm. Der kleine Mensch hieß Jonas. Das stand auf jeden Fall auf der Spuk-Einsatzkarte. Komische Namen hatten die Menschen ja schon.

Ich schloss die Augen und flog durch die Tür, auf der in bunten Buchstaben Jonas stand. Im Zimmer hörte ich ein gleichmäßiges Atmen. Gut! Der kleine Mensch schlief. Es lagen stinkende Socken, Bausteine, eine Spielekonsole und Comics herum. Alles durcheinander. In der Ecke knüllte sogar eine vermatschte Hose. Eigentlich ganz schön das Zimmer.

Beruhigt atmete ich aus und überlegte, welchen Spuk ich ausprobieren sollte: den kopflosen Geist, das unheimliche Knarren oder das Monster unter dem Bett? Plötzlich raschelte es hinter mir. Sofort drehte ich mich um und suchte aufgeregt, woher das Geräusch kam. Aber da stand nur ein Tisch voll mit Büchern, Heften und Spielsachen. Nichts Unheimliches. Sicher hatte ich mir das nur eingebildet. Mit einer Gänsehaut drehte ich mich zum Menschenkind. Schnell spuken und zurück in die Schule.

Wie ging der kopflose Geist? Ach ja, gequält stöhnen, dann Kopf abnehmen! Als ich loslegen wollte, hörte ich ein Kratzen und Scharren. Ich hielt die Luft an, drehte mich langsam um und blickte in zwei glühende Augen, die körperlos unter dem Tisch flackerten. Versteinert klebte ich an der Stelle. Die Augen bewegten sich auf mich zu. Ich wollte wegfliegen, konnte aber nicht. Ich wollte mich unsichtbar machen, hatte aber vergessen, wie das ging. Also schrie ich. Ich schrie so laut, wie ich konnte. Die Augen rannten an mir vorbei und hüpfen auf das Bett.

„Ist schon gut, Maunzi. Ganz ruhig.“

Das Menschenkind saß auf dem Bett und streichelte das kleine, haarige Monster, das schnurrende Geräusche von sich gab. Dann schaute der kleine Mensch mich an.

„Bist du ein Gespenst?“

Ich nickte, immer noch auf der Hut vor dem schnurrenden Monster.

„Wie cool. Ich wusste doch, dass es Gespenster gibt. Kannst du richtig spuken und anderen Angst einjagen?“

Wieder nickte ich. Das Menschenkind sprang vom Bett und lief mit ausgestreckter Hand auf mich zu.

„Ich bin Jonas. Wie heißt du?“

„Fantasma“, antwortete ich und ergriff seine warme Hand.

„Wow, du bist eiskalt. Das ist so cool. Kannst du mir zeigen, wie du spukst?“

Irgendwie schien Jonas nett zu sein, gar nicht gruselig. Klar, er war ein Mensch und schon ein bisschen hässlich. Aber das war egal. Er sah

mich freundlich an. Ich zögerte und sagte: „Du musst dich dann aber auch erschrecken.“

„Ehrenwort“, versprach Jonas feierlich, „ich erschrecke mich zu Tode.“ Also zeigte ich ihm meinen Lieblingsspuk: den kopflosen Geist. Jonas erschrak so sehr, dass er nach hinten umkippte.

„Das ist unfassbar schaurig“, freute sich Jonas. „Kannst du noch was Unheimlicheres?“

Ich überlegte, was der angsteinflößendste Spuk war, den ich kannte.

„Ich kann wie ein Werwolf heulen. Wenn ich es richtig mache, antworten die Werwölfe sogar.“

Begeistert lief Jonas zum Fenster und öffnete es.

„Werwölfe“, murmelte er vor sich hin, „es gibt auch Werwölfe. Das ist die beste Nacht meines Lebens.“

Ich konzentrierte mich und heulte so wölfisch wie noch nie. Danach hörten wir beide in die Stille. Wir warteten nur kurz und es ertönte ein Heulen. Jonas quiekte vor Freude und drückte meine Hand. Ich sah Jonas an. Vielleicht war das doch nicht mein Ende. Vielleicht war das der Beginn, der Beginn einer Freundschaft.

Henrike Sänger, 55 Jahre

Der Löwe unter der Treppe

Ich war ein kleiner Junge von sechs Jahren, als ich beschloss, nicht mehr in den Keller zu gehen. Der Grund dafür wird jedem sofort einleuchten: Unter unserer Kellertreppe hauste ein Löwe.

Die Bestie hockte dort in tückischer Dunkelheit, unerreichbar für das Licht der Kellerlampe, die Zähne gierig gebleckt und bereit, mich zu verschlingen, sobald ich auf die irrsinnige Idee käme, die Stufen hinunter zu gehen. Der Löwe hatte es auf mich abgesehen, auf mich allein. Wenn jemand anderes in seine Nähe kam, drückte er sich in den hintersten Winkel seiner finsternen Behausung und verhielt sich mucks-mauschenstill.

Ich wagte nicht, jemandem von der schrecklichen Bedrohung zu erzählen, die unter der Kellertreppe auf mich lauerte. Nicht einmal meiner Mutter. Ich war sicher, dass sie mir nicht glauben würde. Umso verzweifelter war ich, als sie mich an einem grauen Tag im Oktober in den Keller schickte, um Einmachobst für den Nachttisch zu holen. Hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, meiner Mutter zu gehorchen, und der Gewissheit, dass dies meinen Tod bedeuten würde, suchte ich nach einem Ausweg. Da fiel mir meine kleine Schwester Elli ein. Zwei Jahre jünger als ich, hatte Elli schon damals die Gerissenheit eines dressierten Frettchens. An den Löwen unter der Treppe glaubte sie nicht. Zum Glück. Trotzdem musste ich ihr einen ansehnlichen Teil meines wöchentlichen Taschengelds versprechen, damit sie den gefürchteten Gang in den Keller für mich übernahm.

Elli machte ihre Sache gut. Sie brachte das Einmachobst mit und achtete gewissenhaft darauf, dass meine Mutter von unserem Arrangement nichts mitbekam.

Ein paar Tage später ging sie wieder für mich in den Keller, und am Sonntag gleich zweimal. Nach zwei Wochen wickelten wir die Keller-

gänge und die dazugehörigen Bezahlungen so routiniert wie Kaufleute ab. Ich war erleichtert, auch wenn ich mir jetzt keine Bonbons mehr leisten konnte – ganz zu schweigen von meinen geliebten Fußball-Sammelbildern.

Dann jedoch, Ende November, spitzte sich die Situation zu. Elli forderte nun für jeden ihrer Botengänge nicht nur den vereinbarten Geldbetrag, sondern zusätzlich eine Ration Süßigkeiten. Ich hatte keine Wahl. Während meine Mutter in der Küche beschäftigt war, schlich ich ins Wohnzimmer, öffnete eine Tür des Geschirrschranks und stahl zwei Handvoll Bonbons aus dem Glas, das hinter der großen Suppenterrine stand. Mit diesem Akt der Verzweiflung wurde mein Leben zur Qual. Die doppelte Angst vor der lauenden Gefahr unter der Kellertreppe und vor der Strafe für meinen Diebstahl raubte mir den Schlaf. Anfang Dezember war ich so zermürbt, dass ich kurz davor war, meiner Mutter alles zu erzählen. Aber dann hatte ich eine Idee.

Der einzige, der mir jetzt noch helfen konnte, war der Nikolaus. Sein Besuch stand unmittelbar bevor, und wenn er mir nur genug Süßigkeiten mitbrachte, hatte ich ausgesorgt. Dann konnte ich meine Schwester zumindest so lange bezahlen, bis mir eine andere Lösung eingefallen war. Ich nahm ein Blatt Papier und schrieb in großen Buchstaben:

Lieber Nikolaus ...

Meine Hand zögerte weiterzuschreiben. Ich dachte an meinen Diebstahl. Der Nikolaus musste davon wissen. Solche Dinge waren in seinem goldenen Buch verzeichnet, und nichts konnte sie daraus tilgen. Mit der Last dieser Schuld auf meinen Schultern konnte ich ihn unmöglich bitten, mir die Süßigkeiten mitzubringen, die ich so dringend brauchte.

Ich sah den Nikolaus vor mir, wie er mit gerunzelter Stirn die Seiten seines Buches umblätterte und mich dann über den Rand seiner goldenen Brille ansah. „Janni“, würde er sagen. „Ach, Janni.“ Und er würde traurig den Kopf schütteln. Ich war sicher, dass er meinen Namen kannte, so wie er die Namen der vielen, vielen anderen Kinder kannte, die er jedes Jahr besuchte. Ich fragte mich, ob er all diese Kinder mochte, auch die, die nicht das ganze Jahr über lieb gewesen waren: Kinder

wie mich. Ja, dachte ich. Bestimmt. Plötzlich wusste ich, dass ich es ihm anvertrauen konnte. Das ganze dunkle Geheimnis.

„Ich habe gestohlen“, schrieb ich. Und dann schrieb ich weiter, immer schneller und schneller. Ich erzählte von dem Löwen unter der Treppe, von der unseligen Vereinbarung, die ich mit meiner Schwester getroffen hatte. Die Feder meines Füllers flog geradezu über das Papier. Als ich fertig war, war ich erschöpft, aber auch unsagbar erleichtert.

Ich faltete das Papier zusammen und schob es unter mein Kopfkissen. Am nächsten Morgen war es verschwunden.

Je näher der Nikolausabend rückte, desto nervöser wurde ich. Würde der Nikolaus mir helfen? Würde er mir tatsächlich genug Süßigkeiten mitbringen?

Als es endlich soweit war, zitterte ich vor Aufregung. Mit lautem Klopfen an unserer Tür kündigte der Nikolaus sein Kommen an. Meine Mutter öffnete und führte ihn herein. Er sah genauso aus, wie ich ihn in Erinnerung gehabt hatte. Sein weißer Bart reichte bis auf seine Brust herab, und er trug einen langen Mantel und schwarze Stiefel. Bedächtig stellte er seinen Sack neben sich auf die Fußbodendielen und sah meine Schwester und mich abwechselnd an.

„Janni“, sagte er mit seiner tiefen Stimme. „Ach, Janni.“

Ich hatte das Gefühl, zu einem Eisklumpen zu erstarren. Am liebsten wäre ich davongelaufen. Meine Hoffnungen waren umsonst gewesen. Doch der Nikolaus holte nicht sein goldenes Buch hervor, sondern band den Sack auf und nahm ein längliches Päckchen heraus. Eine Zuckerstange?

Mein Herz begann heftig zu schlagen. Es gelang mir nur mit Mühe, ein „Danke“ zu krächzen.

„Und nun zu dir, Elli“, sagte der Nikolaus und griff erneut in den Sack. Nein, dachte ich, das Päckchen in meiner Hand umklammernd. Hatte der Nikolaus mir nur eine Zuckerstange mitgebracht? Hatte er meinen

Hilferuf falsch verstanden? Mit einer einzigen Zuckerstange würde sich meine Schwester nicht lange zufrieden geben.

Ich hörte kaum, was der Nikolaus zu Elli sagte, nahm nicht einmal wahr, was er für sie aus seinem Sack holte. Er mochte allen Kindern zugetan sein – gerecht war er nicht.

Als er gegangen war, zog ich mich in die Wäschekammer zurück, den einzigen Ort in unserem Haus, an dem man ungestört allein sein konnte. Ich fühlte mich kraftlos, außerstande, es mit meinem Schicksal aufzunehmen. Ich würde erneut zum Dieb werden oder sterben müssen. Das eine erschien mir ebenso furchtbar wie das andere. Die Zuckerstange würde mir nur einen kurzen Aufschub geben. Dann würde ich mich entscheiden müssen.

Grimmig betrachtete ich das Päckchen. Was machte es schon für einen Unterschied, ob ich diese Entscheidung morgen oder schon heute traf? Ich konnte die Zuckerstange ebenso gut als Henkersmahlzeit verzehren. Ich riss das Papier auf. Etwas Schwarzglänzendes kam darunter zum Vorschein: eine kleine Taschenlampe.

Im ersten Moment war ich so überrascht, dass ich beinahe zu atmen vergaß. Dann sprang ich wie elektrisiert auf, stürzte aus der Kammer und lief zur Kellertür.

Die Nische unter der Treppe war wie ein düsterer Schlund. Doch der Lichtfinger meiner Taschenlampe ließ die Dunkelheit zurückweichen, erhellte jeden noch so versteckten Winkel.

Der Löwe war weg.

Erst kurz vor Weihnachten erfuhr ich, was der Nikolaus meiner Schwester mitgebracht hatte: eine Zahnbürste. Er war offenbar der Ansicht, dass sie nach all den Süßigkeiten, die sie zuvor von mir ergaunert hatte, besser auf ihre Zähne achten sollte.

Martina Schnecke, 60 Jahre

Hohe Sprünge

Ottilie lag eingerollt wie ein Rollmops in ihrem Schneckenhaus und schimpfte.

„Aufhör'n“, rief sie, „Stopp!“

Der Regen prasselte auf ihr Haus, dass sie ihre eigenen Worte nicht verstand.

Ottilie schmatzte laut. Das tat sie immer, wenn sie sich ärgerte.

Heute sollte doch das Stabhochsprungturnier stattfinden.

Sie hatte ihr Nachtlager gestern extra hinter dem Maschendrahtzaun auf dem Sportplatz aufgeschlagen, um rechtzeitig dort zu sein.

Und nun regnete es.

Ottilie schmatzte.

Im nassen Gras kriechen, war wirklich kein Spaß und würde bestimmt noch länger dauern als gewöhnlich.

Michi hingegen würde wie immer pünktlich sein, und da Ottilie unbedingt vor Michi am Hochsprungfeld sein wollte, musste sie sich jetzt wirklich beeilen.

Denn heute war der Tag, auf den sie schon so lang gewartet hatte.

Heute wollte sie Michi endlich die Frage stellen.

Ottilie rollte sich aus und streckte ihre Fühler aus dem Schneckenhaus.

Überraschenderweise regnete es gar nicht so heftig, wie es sich angehört hatte.

Blödes Haus, mit allem musste es übertreiben, dachte Ottilie.

Das Frühstück musste heute ausfallen.

Ihr Schneckenhaus war schon schwer genug, wenn da noch ein voller Magen hinzukäme, würde Michi sie womöglich nicht mitnehmen.

Blödes Haus, bestimmt bin ich zu schwer, dachte Ottilie,
schmatzte und kroch los.
Als sie völlig aus der Puste endlich am Hochsprungbereich angekommen
war, hatte der Regen aufgehört.
Die dunklen Wolken machten der Sonne Platz und Ottilies Laune
wurde gleich besser.
Hauptsache Michi würde springen!
Und sie würde sich heute endlich trauen Michi zu fragen.
Das, worüber sie schon so lange nachdachte.

Stabhochsprung war Ottilies Leidenschaft.
Seit einem Jahr schon sah sie Michi beim Training zu
und war ein großer Fan geworden.

Im Weitsprungbereich lag der Sand nass und schwer in der Grube und
auf der Laufbahn glitzerten die Wassertropfen.
Ottilie kroch so schnell, dass sie anfang zu schwitzen.
Sie musste unbedingt noch das Hochsprungfeld überprüfen.
Wie sah es dort aus?
War alles bereit für Michi, den 13-jährigen
Nachwuchsstar des Hochsprungkaders?
Blödes Haus, ohne es wäre ich schneller,
dachte Ottilie und schmatzte.

Als die Sonne die letzte Wolke verscheucht hatte, war sie endlich am
Hochsprungfeld angekommen.
Die Kunststoffhülle, die als Regenschutz für die Nacht gedient hatte,
war über die blaue Hochsprungmatte gespannt und einzelne Wasser-
pfützen schwappten auf der Oberfläche.
Wo war Herr Schober?
Er musste doch die Matte für Michi vorbereiten!
Er freute sich bestimmt auch auf Michi, denn Michi war der Stolz des
ganzen Vereins.

Ottilie schaute zum Vereinsgebäude.

Und als hätte er ihre Unruhe gespürt, kam Herr Schober über den Sportplatz gelaufen.

Herr Schober war der Platzwart und weil er immer so laut schrie, wusste Ottilie über alle Neuigkeiten des Vereins Bescheid. Seine tiefe Stimme war einfach nicht zu überhören.

Jetzt lockerte er gerade die Halteriemen und entfernte die Schutzhülle der blauen Hochsprungmatte.

Ottilie bremste.

Herr Schober durfte sie auf keinen Fall entdecken, denn er hatte einen Greifhaken, mit dem er gern Schnecken in einem roten Eimer einsammelte.

„Da freut sich der Igel“, schrie er dann, wenn die Greiferzangen wieder einmal ein Schneckenhaus in ihren Fängen hatten.

Ottilie wartete bis Herr Schober gegangen war, dann kroch sie weiter auf die Sprungständer zu.

Als alle Pfützen auf dem Sportplatz getrocknet waren, hatte sie ihr Ziel erreicht und kroch an einem der Ständer hoch.

Von hier aus hatte sie die beste Aussicht.

Und da kam auch schon Michi auf den Sportplatz. Ottilie atmete auf.

Von ihrem Beobachtungsposten aus sah sie zu, wie Michi erst die morgendlichen Warmmachübungen machte. Dann endlich war es soweit: Michi setzte sich an den Laufbahnrand.

Das war Ottilies Gelegenheit. Sie würde Michi ansprechen.

In Rennschneckengeschwindigkeit rutschte sie vom Sprungständer zurück auf den Boden.

„Hallo“, rief sie, „Darf ich stören?“

Michi blickte in ihre Richtung, aber an dem suchenden Blick erkannte Ottilie, dass Michi sie nicht sah.

„Woher kommt diese Stimme?“, sagte der Blick.

„Huhu, hier bin ich“, rief Ottilie lauter und wackelte mit den Fühlern.

„Hier unten!“

Endlich entdeckte Michi sie.

„Was ist los?“ fragte Michi und fand es offenbar gar nicht verwunderlich, dass eine Schnecke ein Gespräch suchte.

„Ich wollte dich etwas fragen.“

Michi runzelte die Stirn.

„Stabhochsprung finde ich super!“, schob Ottilie deshalb schnell hinterher.

„Finde ich auch“, antworte Michi, „Aber das ist keine Frage. Was willst du wissen?“

„Könntest Du es mir beibringen?“

Ottilies Stimme zitterte vor Aufregung.

„Was beibringen?“

„Stabhochsprung natürlich“, antwortete Ottilie.

Michi betrachtete sie skeptisch von allen Seiten, und Ottilie konnte Michis Zweifel regelrecht auf ihrer Schneckenhaut spüren.

Was für eine verrückte Idee, dachte Michi bestimmt.

Enttäuscht wollte Ottilie sich schon in ihr Haus zurückziehen, da beugte sich Michi plötzlich zu ihr, nahm sie zwischen die Finger, und ehe sie sich's versah, saß Ottilie auf Michis Handfläche.

„Achtung, Achtung, Flugschnecke auf Sportplatz“, rief Michi grinsend.

„Ich meine das ernst“, sagte Ottilie. „Die Technik habe ich theoretisch schon drauf. Ich habe dir schon ganz oft dabei zugeschaut!“

Michi lachte, sah Ottilie jetzt aber zum ersten Mal wirklich interessiert an und befühlte mit den Fingerspitzen die rauhe Härte des Schneckenhauses.

„Ok, und wie sähe das dann praktisch aus?“

Das ist eine Zustimmung, dachte Ottilie und wackelte mit ihren Fühlern.

„Ich habe mir das so gedacht“, sagte sie schnell. „Du setzt mich auf den Stabhochsprungstab und ich klebe mich mit meinem Schnecken-schleim daran fest. Auf diese Weise kannst du mich mitnehmen.“

Michi zog die Augenbrauen hoch und überlegte.
Ottilies Hoffnung schwand: Michi war ehrgeizig, das wusste sie. Bestimmt fürchtete Michi, dass eine Schnecke den Sprung stören könnte. Schnell sagte sie daher mit fester Stimme:
„Schnecken bringen Glück!“
Da lachte Michi.
„Ehrlich“, sagte Otilie.
„Na, wenn das so ist“, sagte Michi, setzte Otilie auf den Stabhochsprungstab und war mit einem Sprung auf den Beinen.
„Schnall dich an“, rief Michi und nahm Anlauf.
Otilie hielt vor Spannung den Atem an.
Sie klebte sich ganz dicht neben Michis Händen fest.
Beim Abstoß vibrierte der Stab.
Otilie kam ins Wackeln, blieb aber tapfer kleben.
Der Stab bog sich.
Otilie geriet in Schiefelage.
Michis Füße segelten durch die Luft. Flogen an Otilie vorbei.
„Hui“, rief sie. „Jetzt komm ich!“
Sie wackelte am Stab hin und her bis ihr Schleimkleber sich löste und sie in die Luft geschleudert wurde.
„Hui!“ Otilie wirbelte weiter.
Wo waren Anfang und Ende, Oben und Unten?
Ihr Körper zog sich zusammen wie eine Ziehharmonika,
und der Luftstrom drückte sie in ihr Schneckenhaus.
Das begann sich wie ein Kreisel in der Luft zu drehen,
und Otilie wurde immer noch schneller und schneller.
War das schön!
Noch schöner als in ihrer Vorstellung.
Am höchsten Punkt des Fluges hing Otilie für einen Augenblick in der Luft.
„Ich bin im Himmel“, rief sie mit fast schon überschlagender Stimme.
Im gleichen Moment ging es schon wieder abwärts.

In Blitzgeschwindigkeit landete das Schneckenhaus auf der blauen Hochsprungmatte.

Ottilie war ein bißchen schwindlig, doch das störte sie überhaupt nicht. „Hui“, juchzte sie und konnte ihr Glück kaum fassen.

Da klopfte es am Schneckenhaus. Das Geräusch klang anders als der Regen am Morgen.

Wie ein Anklopfen, wenn Besuch kommt.

Ottilie glitt aus dem Schneckenhaus und blickte direkt in Michis Augen. „Cooles Haus, bestens geeignet zum Springen.“ Michi nickte Ottilie anerkennend zu.

Ottilie war sprachlos. Michi hatte sie gelobt.

Und nicht nur das. Michi fand das Schneckenhaus cool.

Ottilie wackelte vor Freude mit den Fühlern. Sie räusperte sich und sagte: „Das war toll! Danke Michi!“

Michi tippte leicht an Ottilies Fühler.

„Das nächste Mal bekommen wir dafür eine Medaille“, sagte Michi lächelnd und zwinkerte ihr zu.

Dass Ottilie an diesem Tag die glücklichste Schnecke der Welt war, leuchtete wohl jedem, der auf dem Sportplatz zugeschaut hatte, von selber ein.

Luca Will, 11 Jahre

Ein spannendes Fußballspiel

Es war ein warmer Sommertag im August, als Leo wie gewohnt am Donnerstagnachmittag zum Fußballtraining ging. Leo spielte in Nürnberg bei SC Germania und war ein begeisterter Fußballspieler.

Heute war es jedoch nicht ein normales Fußballtraining, denn heute rief der Trainer alle zusammen, um mit der Mannschaft zu sprechen. Die Kinder waren aufgeregt, was wollte der Trainer den Jungs sagen? Er sagte in einer ernsten und lauten Stimme: „Hört alle gut zu: Nächstes Wochenende findet kurzfristig das legendäre Derby gegen die SpVgg Greuther Fürth statt und ich möchte, dass ihr alle gut vorbereitet seid. Leider ist Tom für dieses Spiel gesperrt, da er sich am Schienbein schwer verletzt hat. Daher habe ich mir überlegt, dass Leo unser neuer Kapitän ist, solange Tom verletzt ist und, dass er für Tom in den Sturm wechselt.“

Leo war jetzt so aufgeregt, dass ihm sogar die Knie zitterten und sein Herz in die Hose rutschte. Er machte sich Gedanken: Wie soll ich das nur schaffen? Leo war eigentlich ein guter Spieler, aber oft zweifelte er an sich und war ängstlich.

Nun war der Tag gekommen und das Derbyspiel gegen Fürth stand an. Die Spieler sagten: „Tom wird uns fehlen, unser bester Stürmer, wie sollen wir das ohne ihn nur schaffen?“ Jetzt sollte ja Leo seine Position übernehmen. Am Spielfeldrand stand Tom, der auf Krücken war, mit seinen Eltern und jubelte der Mannschaft zu. „Du schaffst das, Leo, ich glaube an dich!“, feuerte Tom Leo an. Leo freute sich über den Zuruf und die Nervosität verging ein wenig. Auch andere Zuschauer waren da und jubelten.

Jetzt begann das Spiel und beide Mannschaften kämpften um das erste Tor. Durch ein herausragendes Zuspiel gelang es Fürth in der 37. Minute in Führung zu gehen. Lange blieb es beim 1:0. Aber Leos Mannschaft kämpfte weiter, bis Leo in der 85. Minute den Ball vom Gegner eroberte und er schoss danach so hart er konnte in den Winkel des Tores!

Somit stand es jetzt 1:1 und das Spiel ging noch 5 Minuten. Von draußen schrie der Trainer: „Komm Leo, ich glaube an dich!“ Leo nahm jetzt seinen ganzen Mut zusammen und dachte sich: „Ich bin ein guter Spieler und ich zeige jedem, was ich kann.“ Es schien fast unentschieden zu Ende zu gehen, als Leo einen hohen Ball von seinem Mitspieler bekommt und diesen in der letzten Minute per Fallrückzieher ins Tor verwandelt. Alle seine Mitspieler rannten vor Freude auf ihn zu und umarmten ihn, da seine Mannschaft gewonnen hatte. Auch Tom, der auf Krücken war sagte: „Ich habe an dich geglaubt und du hast bewiesen, dass man mit Mut und den Glauben an sich selbst alles erreichen kann.“

Alle Fans und der Trainer freuten sich mit der Mannschaft und feierten den Sieg. Ab diesem Moment wusste Leo, dass er ein guter Spieler ist und, dass man immer an sich glauben soll.

*Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Jugendliche von 13 –18 Jahren*

Yoela Aithnard, 23 Jahre

Mut – Ein Gedicht

Du *bist* in einer Welt,
die wie in Flammen steht,
wo Wind stets Feuer weiter-,
und Angst die Kraft verweht.
Es braucht Dich,
wenn Zerrissenheit
und Wut zwischen uns steh'n,
wenn wir auf Barrikaden,
nicht in Gespräche gehen.

Du bleibst der stete Rückhalt
wann immer das zerfällt,
auf das wir Hoffnung bauten,
der Funke unserer Welt.
Wir suchen Dich in Liedern,
sei Kraft in uns'rer Zeit –
wir brauchen Dich jetzt wieder
im Angesicht des Leides.

Und mutig strahlst Du dann
aus Scherben neu hervor,
neigst Dich kühn hinüber,
leihst mir dann Dein Ohr,
dass alles was uns trennt,
verschwindet in der Nacht,
dass Kummer bald die Hoffnung
und Angst den Mut entfacht.

Gia Linh Cao Nguyen, 22 Jahre

Liebesbrief

„Komm runter, Oma will mit dir sprechen!“, schreist du aus dem Wohnzimmer. Mit verdrehten Augen gehe ich so langsam wie möglich nach unten und höre, wie du Oma erzählst, dass ich bald in die 7. Klasse komme. Im Wohnzimmer angekommen, stehe ich hinter dir und sehe zu, wie du versuchst, das Handy so anzupassen, dass Oma mich auch sehen kann. Doch das Handy ist zu klein, und du drückst es mir einfach in die Hand. Deine Augen glühen regelrecht vor Erwartung, dass ich Oma begrüße. Mit einem kurzen Seufzer und einem aufgesetzten Lächeln fange ich an, in deiner Sprache zu reden.

„Hallo Oma, wie geht es dir denn?“

„Mensch, du bist ja wirklich groß geworden!“, schreit Oma in die Kamera. „Und dick auch!“, fügt sie dann hinzu und lacht laut und du lachst leise mit ihr. Ihr Lachen im Videoanruf verzerrt sich langsam und stockt ab und zu – was auch kein Wunder ist, wenn Oma und wir mehr als 8000 Kilometer voneinander entfernt sind. Ich lache nicht mit. „Und wie ist deine Schule so? Kommst du gut klar?“, fragt Oma mich.

Ich nicke und erkläre ihr, dass die Schule ganz in Ordnung sei, dass ich immer noch absolut schlecht in Mathe bin und dass wir einen neuen Mitschüler bekommen haben. Während ich ihr all das erzählt habe, hast du immer wieder meine Grammatik und meine Aussprache verbessert, mir die Wörter gegeben, die ich nur auf Deutsch im Kopf hatte, aber nicht in deiner Sprache.

„Du kannst ja wirklich gar nicht die Sprache“, sagst du zu mir, als ich aufgelegt habe, und schüttelst leicht den Kopf.

Wessen Schuld ist es denn? Es hat mich schon genervt, wie du immer versuchst, mich zu verbessern. Doch ich habe nie wirklich realisiert, dass du nur wolltest, dass ich mich mit Oma verständigen kann. Dass du nur deine Enttäuschung vorgespielt hast. Dass du nur wolltest, dass ich deine Sprache letztendlich auch spreche. Die Sprache, mit der du aufgewachsen bist. Die Sprache, die du verlassen hast und nicht mehr benutzen kannst, sobald du das Haus verlässt.

Dieses Gespräch mit Oma ist jetzt mehrere Jahre her, und ich habe mich in deiner Sprache kaum verbessert. Und trotzdem versuchst du, mir zu helfen. Ich verspreche dir, dass ich deine Sprache lernen werde, mich verbessern werde, auch ohne deine Hilfe. In Zukunft wird es dann unsere Sprache sein.

Erst letzte Woche hast du mir erzählt, wie du überhaupt nach Deutschland gekommen bist. Seit 22 Jahren kennen wir uns schon, und erst jetzt erzählst du mir deine Geschichte.

„Du hast eben nie gefragt“, sagst du zu mir mit einem kurzen Lächeln.

Aber warum hätte ich dich auch fragen sollen? Als Kind dachte ich, dass wir schon immer in Deutschland gelebt haben – immerhin bin ich hier geboren. Mir kam es nie in den Sinn, dass du nicht dein ganzes Leben in Deutschland verbracht hast. Ich habe damals auch nicht hinterfragt, warum deine Mutter, dein Vater, deine Geschwister alle nicht hier sind. Natürlich, wenn man älter wird, bekommt man mehr von der Welt mit. Das ist mir auch bewusst. Aber nachdem du mir letzte Woche abends erzählt hast, wie du einfach in den Flieger gehüpft bist, weil du meintest, dass es hier bessere Arbeitsmöglichkeiten gibt, konnte ich in derselben Nacht nicht mehr einschlafen.

Ist das nicht komisch, über so etwas nicht einschlafen zu können? Ich habe alle möglichen Schlafpositionen ausprobiert, und trotzdem schwirrte in meinem Kopf die Frage: Wieso wusste ich das nicht? Du kennst mich seit meiner Geburt, hast mich im Arm gehalten und mir deine Kinderlieder vorgesungen, wenn ich nicht einschlafen konnte.

Du hast mich in mein Kinderzimmer getragen, wenn ich im Wohnzimmer während eines Films eingeschlafen war. Leider hat das irgendwann aufgehört, weil du meinstest, dass ich zu groß und schwer dafür sei.

Lügner, wir wissen beide, wer von uns älter und schwächer wird. Du warst immer an meiner Seite. Du warst in jedem Lebensabschnitt von mir da, doch jetzt bemerke ich, dass ich nicht in jedem Lebensabschnitt von dir da war. Erst jetzt bemerke ich, dass es Seiten von dir gibt, die ich nie gekannt habe.

Die Seite, die du dort mit deiner Familie verlassen hast. Die Seite, die mit deiner Sprache verschwunden ist. In jener Nacht habe ich mir vorgestellt, wie sich deine Geschwister und deine Mutter am Flughafen versammelt haben, um dich zu verabschieden. Die kaum verständlichen Lautsprecherdurchsagen dröhnen durch den Flughafen, Passagiere mit ihrem Gepäck laufen in schnellen Schritten zu ihren Schaltern – und da stehst du mit den Menschen, die dich bis zu diesem Zeitpunkt dein ganzes Leben lang begleitet haben. Du hast nur noch zehn Minuten, um dich ein letztes Mal von deinen Geschwistern und deiner Mutter zu verabschieden. Mit deiner letzten Umarmung und deinen Küssen bringst du sie alle zum Weinen.

Fünf Minuten noch, und dann verlässt du das Leben, das du einst gekannt hast.

Vier Minuten noch, und du gehst in ein völlig unbekanntes Land, mit einem Koffer, von dem man denkt, dass du ihn nur für ein paar Wochen brauchst.

Drei Minuten noch, und du spürst langsam die schleichende Angst.

Angst, dass doch nicht alles so klappt, wie gedacht. Angst, dass du versagst. Doch unterhalb dieser Angst spürst du eine finale Entschlossenheit, diese Reise ins Unbekannte endgültig anzutreten. Ich kann und werde es nie verstehen, wie viel Kraft und Mut du gesammelt hast, um diesen Schritt zu wagen. Du warst so jung und hattest sogar noch Haare. Die letzte Minute noch, und du begibst dich auf den Weg zum Schalter,

nicht ohne ein letztes Mal deiner Familie zum Abschied zu winken. Diese eine Minute früher bist du gegangen, weil du nicht wolltest, dass deine Familie dich weinen sieht.

Aber ich sehe es. Und ich weine mit dir.

Eigentlich konnte ich mir nie vorstellen, dass du weinst. Ich habe einfach angenommen, dass du nie geweint hast. Aber das hat an einem Abend aufgehört, als ich noch ganz klein war. Wir haben eine Sendung gesehen, die aus deinem Land kam. In dieser Sendung wurde nach vermissten Personen gesucht, und in dieser Folge hatte eine Familie Glück: Sie hatte ihren lange gesuchten Sohn wiedergefunden. Auf dem Bildschirm sahen wir, wie die Eltern ihren Sohn wieder in die Arme nahmen, weinten und ihn küssten. Als ich dann zu dir aufschaute, sah ich, wie du immer wieder deine Tränen wegwischtest, bevor sie überhaupt deine nassen Augen verlassen konnten. Ich habe gar nicht an die Möglichkeit gedacht, dass du, der schon so lange hier lebt, in diesem Augenblick deine Familie vermisst. Letztendlich bin ich am nächsten Morgen mit roten, geschwollenen Augen aufgewacht – was dazu führte, dass du mich ausgelacht hast.

Letztes Jahr hast du mir pünktlich zum Geburtstag gratuliert. Normalerweise verwechselst du meinen Geburtstag immer mit dem meines jüngeren Bruders (er hat im April Geburtstag, ich im November). Ja gut, Verwechslungen und Fehler können jedem mal passieren. Aber letztes Jahr wusstest du nicht einmal, wie alt ich geworden bin. Und kennst du überhaupt meine Lieblingsfarbe, mein Lieblingstier, mein Lieblingsbuch? Wahrscheinlich nicht. Zu meinen Schulveranstaltungen bist du auch kaum gekommen. Während alle Kinder mit ihren Vätern und Müttern nach Hause gingen, nahm ich alleine die Straßenbahn nach Hause. Aber weißt du was? Ich nehme es dir nicht übel. Ich habe es dir nie übel genommen – selbst als ich klein war. Denn wenn mich jemand nach deiner Lieblingsfarbe, deinem Lieblingstier oder deinem Lieblingsbuch fragen würde, wüsste ich es auch nicht. Sogar dein Alter muss ich immer wieder nachrechnen.

Letztendlich trifft uns beide keine Schuld. Während du morgens zu Hause warst und geschlafen hast, war ich in der Schule. Wenn ich von der Schule nach Hause kam, warst du schon bei der Arbeit. Wenn ich ins Bett ging, warst du erst gerade von der Arbeit zurückgekommen. Vielleicht habe ich dich gesehen, wenn ich „vergessen“ hatte, dass du etwas für die Schule unterschreiben musstest und dich dann um sechs Uhr morgens geweckt habe. Mit schläfrigen Augen tastest du nach dem Stift, den ich dir vor das Gesicht hielt, und unterschreibst meine Vier in der Matheklausur.

Bei unserem Mittagessen und Abendessen warst du nie da. Bei deinem Abendessen war ich nie da. Aber sobald ich nach Hause kam, stand immer Essen auf dem Tisch. Und wenn du nachts nach Hause kamst, habe ich dafür gesorgt, dass auch für dich Essen bereitstand. Einmal habe ich nebenbei erwähnt, dass ich diese Milchbrötchen richtig lecker finde. Ein flüchtiger Satz, der nur in deiner Gegenwart gefallen ist und am nächsten Tag lagen mindestens zehn Packungen davon in der Küche. Natürlich konnte ich sie nicht alle essen, und letztendlich wurden die Milchbrötchen schlecht.

„Wieso hast du sie nicht aufgeessen? Das war doch dein Liebling!“ beschuldigst du mich, aber ich konnte sehen, wie deine sanften, dunkelbraunen Augen dein verspieltes Lachen widerspiegelten, das du zu unterdrücken versuchtest.

„Kein Mensch kann jeden Tag fünf Milchbrötchen essen! Und ich musste das alles auch allein essen!“, sage ich dann zu dir.

Das ist jetzt schon eine Weile her, doch seitdem ich allein lebe, kaufe ich mir immer noch ab und zu Milchbrötchen. Die sind nun mal richtig lecker. Wenn ich dich bald wieder besuche, werde ich zehn Packungen gerösteter Erdnüsse mitbringen. Du hast mir zwar nie gesagt, dass du sie lecker findest, aber ich sehe dich jeden Abend welche essen. Du kannst froh sein, dass diese Erdnüsse nicht so schnell schlecht werden.

Es ist kein Geheimnis, dass du und ich hier manchmal nicht willkommen sind. Das ist mir schon seit der Grundschule bewusst. Wenn sich

jemand über mich lustig gemacht oder mich beleidigt hat, weil ich „anders“ bin, war ich nicht wütend. Ich war beschämt. Ich war beschämt, weil ich diesen Aggressionen teilweise nichts entgegensetzen konnte. Wie denn auch, wenn man als kleines Kind so etwas allein durchmachen musste? Ich wünschte, ich könnte in die Zeit zurückreisen und meinem jüngeren Ich eine Umarmung geben.

Ich wünschte, ich könnte auch dir eine Umarmung geben.

Wenn sie mich beleidigt haben, haben sie automatisch auch dich beleidigt. Ich bin eine Erweiterung von dir: das, was ich durchmache, passiert auch dir. Und das, was dir passiert, werde auch ich durchmachen müssen. Wir haben noch nie darüber gesprochen. Vielleicht trauen wir uns beide nicht. Aber vielleicht braucht es dafür auch keine Worte. Reicht es nicht aus, dass wir jeden Tag unser Bestes geben und immer weitermachen? Das sage ich zwar so, aber eigentlich glaube ich, dass du von uns beiden derjenige bist, der wirklich sein Bestes gibt, der nie aufgibt und immer weitermacht. Du magst es vielleicht nicht wissen, aber ich habe dich immer dafür bewundert.

Doch je älter ich werde, desto mehr verzweifle ich an meiner Zukunft. Ich versuche, immer mein Bestes zu geben, weiterzumachen, nicht aufzugeben. Aber ich weiß nicht mehr, ob das reicht. Mein Vertrauen in die Zukunft ist schwach. Manchmal frage ich mich, ob du dich genauso gefühlt hast, als du vor unzähligen Jahren deine Familie und dein Land verlassen hast.

Ich frage mich, ob du es jemals bereut hast.

Ob du es bereut hast, mich hier großgezogen zu haben.

Ich frage mich, ob ich genug für dich bin.

Ob ich alles bin, was du dir für dein neues Leben erhofft hast.

Viele haben Angst davor, älter zu werden, aber mir ist es egal. Ich habe Angst, dass du älter wirst. Dein Gesicht sieht fast unverändert aus, als wäre die Zeit stehen geblieben. Aber wenn ich genauer hinschaue, sehe

ich die Falten auf deiner Stirn, die grauen Stoppeln in deinem Bart und deine Lesebrille, die du vor fünf Jahren noch nicht getragen hast. Doch deine Willensstärke ist immer noch so fest wie eh und je. Und deine liebevollen Augen, die all das sagen, was man nicht mit Worten sagen kann.

Werde ich jemals so mutig sein wie du?

Werde ich die Kraft haben, immer weiterzumachen?

Du magst all das vielleicht noch nicht wirklich verstehen, aber ich verspreche dir: Irgendwann werde ich dir all das sagen können. In unserer Sprache.

Versprochen, Papa.

Sanata Doumbia-Milkereit, 33 Jahre

Wir sind Mut

Wir sind gemacht aus Erde und Widerstand,
aus Wurzeln, die niemand brechen konnte,
aus Stimmen, die verstummten —
und doch nie erloschen.

Wir sind die Kinder,
die Angst kannten, bevor sie Worte hatten,
die hinfielen und aufstanden,
und wieder fielen
und doch weitergingen.

Wir sind die Frauen,
die durch Türen traten,
die für uns verschlossen waren,
die durch Nächte gingen,
die keinen Morgen versprachen,
die Sprachen lernten,
die nicht die ihren waren,
bis sie einen Platz fanden — oder einen schufen.

Wir sind die,
die dachten, sie seien nicht genug.
Die in den Spiegel sahen und fragten:
Wer bin ich?
Bin ich überhaupt noch?
Und trotzdem weitermachten.

Wir sind Mütter.
Wir sind Töchter.
Wir sind Überlebende.
Wir sind jene,
die sich weigerten, in der Dunkelheit zu bleiben.

Wir sind unsere Angst —
und unser Mut.
Wir sind die Stimmen, die sagen:
Wir gehen trotzdem.

Wir sind Mut.

Olivia Stahlenburg, 53 Jahre

Ukulaja

Wo befindet sich Ukulaja? Du kennst es nicht? Ich erzähle dir seine Geschichte. Vielleicht kommt sie dir bekannt vor.

Ukulaja war einst ein schönes Land, in dem die Menschen sicher und zufrieden lebten. Manch einer behauptete sogar, dass in ihm einmal Milch und Honig flossen. Aber das war vermutlich nur eine Legende. Es hatte hohe Berge, über denen Adler kreisten und Seen, in denen Fischeschwärme lebten. Es besaß herrliche Wälder, in denen Singvögel zwitscherten und allerlei Wildtiere ihr zu Hause hatten. Es gab satte Wiesen mit Obstbäumen, Wildblumen und surrenden Insekten. Außerdem gab es reiche Gemüseäcker und goldene Getreidefelder. Jeder Mensch in Ukulaja verfügte über einen Zugang zur Bildung. Es gab viele kleine Dörfer mit Schulen und zahlreiche Städte mit großen Universitäten, welche durch verschiedene Verkehrswege gut vernetzt waren. Auf dem Land und in der Stadt gab es für alle Menschen ärztliche Versorgung und in den zahlreichen Geschäften lagen allerlei Waren aus. Ukulaja war außerdem eine Demokratie. Jeder Bürger durfte seine Meinung frei äußern, sich politisch engagieren und somit über die Verhältnisse mitbestimmen.

Das ist doch nichts Besonderes, magst du jetzt sagen. Doch, das ist es! Es gibt etliche Länder in dieser Welt, in denen es ganz anders ist, und auch in Ukulaja blieben die Lebensbedingungen nicht für immer so, wie sie einst waren.

Es kam nämlich eine Zeit, in der die Verhältnisse schwieriger wurden. Die Waren wurden auf einmal teurer, aber die meisten Menschen verdienten darum nicht mehr. Sie konnten sich also auf einmal nicht mehr alles leisten, was sie beehrten. Für einzelne, die obendrein noch ihre Arbeit verloren, bedeutete das sogar, dass sie für ihren eigenen Wohnraum nicht mehr bezahlen konnten und fortan auf der Straße

bettelten. Solche Zustände hatte es in Ukulaja seit Menschengedenken nicht gegeben.

Da sagten die Menschen empört: „In Ukulaja läuft etwas grundlegend verkehrt. Menschen sitzen verarmt auf den Straßen. Wir haben Sorgen. Wir haben Angst. Wo ist der Retter, der uns jetzt helfen kann?“

Es stimmte, dass die Verhältnisse schlechter geworden waren, doch obwohl die Einwohner von Ukulaja gebildet waren, verstanden sie nicht, warum sich all das in ihrem Land jetzt ereignete. Sie grämten sich und suchten darum händeringend nach einem, der eine Antwort wusste, die ihnen doch fehlte.

Jedoch gab es ein Los, was sich in der Welt nur allzu leicht wiederholte. Immer dann, wenn viele Menschen laut nach einem Erretter riefen, dauerte es nicht lange und der vermeintliche Retter war tatsächlich da. Meist waren diese vermeintlichen Retter charismatische Persönlichkeiten, die irgendetwas an sich hatten, dass die Menschen zu ihnen aufblickten und sich ihnen anschließen wollten. So war es auch in Ukulaja. Eines Tages formierte sich unter den Menschen ein Anführer und er sagte:

„Wenn ihr mich wählt, werde ich euch retten! Ich kenne die Gründe für eure Not! Es sind die streuenden Katzen. Sie töten die kleinen Tiere. Darum haben die großen, fleischfressenden Tiere nichts mehr zu fressen und sterben. Ein Land ohne Tiere aber verarmt.“

Das mit den umher streunenden Katzen war natürlich Blödsinn, aber das erkannten die meisten Menschen anfänglich noch nicht. Sie wollten so sehr glauben, dass ein Retter käme und ihnen die Milch und den Honig, von denen die Alten erzählt hatten, zurückgeben würde. Also wählten sie den Anführer zu ihrem neuen Präsidenten.

Sobald der neue Präsident an der Macht war, sprach er laut:

„Weil nur ich euch retten kann, dürft ihr niemand anderen mehr wählen. Zu eurer und meiner Sicherheit schaffe ich die Wahlen deshalb mit dem heutigen Tage ab.“

Wie reagierte das Volk auf diese Verkündigung? Nun, tatsächlich gab es einige, die da sagten: „Recht hat er! Über Politik sollten die Leute

entscheiden, die etwas davon verstehen. Wo kommen wir denn hin, wenn jedermann über die Weltpolitik mitbestimmen wollte. So etwas ist doch viel zu schwierig für das gemeine Volk.“

So geschah es, dass die Bürger von Ukulaja das Recht zu wählen und ihren Einfluss geltend zu machen binnen kürzester Zeit verloren. Dabei war dieses Grundrecht auch in Ukulaja einmal schwer errungen worden, aber daran erinnerte sich heute kaum einer mehr. Davon abgesehen vertrauten die meisten Leute ihrem neuen Präsidenten blind und hegten keinen Zweifel an ihm.

Es gab aber auch einige Menschen, die in dieser Zeit genau beobachteten, was im Lande geschah und entschieden davor warnten. Tatsächlich gingen auf einmal unheimliche Dinge vor sich, die eigentlich alle aufhorchen lassen mussten.

Zuallererst prüfte der von der Mehrheit der Menschen einmal gewählte Präsident alle Lehrkräfte und verlangte, dass von nun an jeder von ihnen im Unterricht erzählte, dass der neue Anführer der Retter war. Wenn eine Lehrkraft sich weigerte, wurde sie unehrenhaft und fristlos aus dem Dienst entlassen. Bilder von dem neuen Retter hingen von nun an in jedem Klassenraum, und die Kinder in den Schulen mussten jeden Morgen artig vor diesem Bild ein Loblied singen, ob sie es wollten oder nicht. In dieser Zeit erließ der Präsident außerdem neue Gesetze, zum Beispiel dass es Landesverrat war, ihn – den neuen Retter – zu kritisieren. Er belegte diese neue Straftat zunächst mit hohen Bußgeldern, dann sogar mit Haftstrafen. Er prüfte auch die Richter, ob sie seine neue Rechtsprechung in die Tat umsetzten und keine Gnade walten ließen.

All jene Bürger, die sowieso keine abweichende Meinung hatten, störte das jedoch nicht weiter, denn sie eckten mit dem neuen, politischen System nicht an. Vielmehr freuten sie sich, dass sie noch immer ein Dach über dem Kopf hatten und sagten: „Das alles ist das Werk unseres großen Anführers!“

Es gab aber andere, die nicht die Worte nachsprechen wollten, die ihnen vorgesagt wurden. Es gab Dichter im Volke, die auf einmal düs-

tere Klagelieder sangen. Ebenso gab es Journalisten, die unbequeme Fragen stellten und Studenten, die den alten, etablierten Professoren widersprachen und sich auf der Straße versammelten. Manch einen schweigenden Mitbürger machte das tatsächlich etwas nachdenklich, doch die Mehrheit der Leute berührten diese Geschehnisse nicht.

Allerdings wunderten sich die Einwohner von Ukulaja mit der Zeit doch darüber, dass all jene Kritiker, die tatsächlich Gehör fanden, auf einmal spurlos verschwanden. Eines Tages waren sie einfach nicht mehr da und keiner wusste, wo sie geblieben waren. Der Präsident hatte nämlich einen Plan. Er glaubte, wenn er all jene, die an ihm zweifelten, nur ganz weit fort schickte, würde sich auch bald keiner mehr an sie und ihre Worte erinnern.

Eine Zeitlang schien dieser Plan aufzugehen. Doch je mehr Leute spurlos verschwanden, umso mehr bange Fragen stellten sich die Menschen. Also ersann sich der Präsident einen neuen Plan. Er agierte nicht mehr heimlich, sondern er initiierte vielmehr Schauprozesse, bei denen die, die es gewagt hatten, seine Person in Frage zu stellen, für diese als Landesverrat bezeichnete Untat nun zu drakonischen Strafen verurteilt wurden. Er war sich sicher, dass dies auf alle anderen eine abschreckende Wirkung haben würde und sie ihn nun für immer loben würden. Jene ersten Verurteilten, die ihre Meinung laut aussprachen und den anderen die Augen öffnen wollten, waren Helden, doch sie wurden von den neuen Anführern kriminalisiert und öffentlich verleumdet und verunglimpft. Zu dieser Zeit glaubte noch so mancher im Volke den schmähenden Worten und brüllte sie nach. Am lautesten brüllten wohl jene, die unter dem neuen Präsidenten eine steile Karriere gemacht hatten, weil sie seine Propaganda überall verbreiteten.

Die Zeit verging und einige Helden starben in den neu gegründeten Strafkolonien. Doch ihr Tod blieb nicht verborgen. Im Gegenteil: Je unfreier die Menschen von Ukulaja wurden und je repressiver der Staat agierte, umso mehr Unmut und Verdrossenheit regte sich im Volk. Es dauerte nicht lange und die vom Präsidenten und seinem Stab geschmähten Helden wurden zu Hoffnungsträgern, und die Leute sa-

hen heimlich zu ihnen auf! Noch hatten allerdings nur die wenigsten den Schneid, es ihnen gleichzutun. So vergingen Jahre voller Schrecken, bis sogar die regierungstreuesten Leute schließlich merkten, dass sich kein Versprechen des Präsidenten für das einfache Volk je wirklich erfüllt hatte. Der Präsident und seine engsten Gefolgsleute wurden immer reicher, doch alle anderen lebten in Not und Angst. Obwohl sie sich aufgrund der Exempel, die statuiert worden waren, mittlerweile fürchteten, begannen mehr und mehr Menschen zu murmeln und zu fragen: „Ist da nicht Unrecht?“

Die Spione des Präsidenten suchten, woher diese Stimmen kamen. Aber weil es auf einmal nicht mehr einzelne waren, die die Kraft fanden und widersprachen, konnten die Spitzel nicht mehr klar erkennen, aus welcher Richtung sie eigentlich riefen. Sie zu ergreifen wurde darum schwieriger. Das Gemurmel wurde immer lauter. Aus dem Geraune bildeten sich Wörter, die von allen klar vernommen werden konnten. Sie riefen LÜGE und sie riefen UNTERDRÜCKUNG. Aus den Worten wurde schließlich ein lautstarker, einvernehmlicher Protest. Weil es so viele Menschen waren, die protestierten, wusste auch der Präsident nicht mehr, wen er zuerst verhaften sollte, um die Rufe zu stoppen. Da er – der sich wie ein großer Herrscher aufgespielt hatte – die Revolte spürte und nun selbst in Panik geriet, wies er als seine letzte Amtshandlung die Streitkräfte an, das gesamte Volk mit Waffengewalt zu unterwerfen, um es endlich wieder in seine Schranken zu weisen. Aber auch die Soldaten murmelten und riefen dann lauter, dass in Ukulaja ein großes Unrecht vor sich ging. Sie besannen sich darauf, dass es einstmals ihre Aufgabe war, die Menschen vor dem Aggressor zu verteidigen. Entsetzt über ihren Befehl sahen sie einander nun in die Augen und bemerkten, dass niemand zu seiner Waffe greifen und die eigenen Landsleute im Namen des Präsidenten verprügeln und verletzen wollte. Keiner warf den ersten Stein ...

So endete diese Geschichte in einer vom Volke ausgehenden, gewaltfreien Revolution, die allerdings – das sei nicht verschwiegen – zuvor einige tapfere Freiheitskämpfer das Leben gekostet hatte. Ihre Namen

aber blieben unvergessen und Menschen überall im Land ehrten sie. Diejenigen, die überlebt hatten, wurden aus den Gefängnissen befreit und für ihren Mut und ihre Unbeugsamkeit gefeiert.

Zu guter Letzt hatten die Bürger von Ukulaja also doch noch erkannt, wer der wahre Feind im Staate war. Es waren gar nicht die Katzen. Es waren auch nicht die Kritiker. Es war der Präsident!

Dem Präsidenten wurde jetzt Angst und Bange, denn er begriff in diesem Moment, dass er seine Macht verspielt hatte. Er versteckte sich vor der Masse und floh heimlich außer Landes. Ukulaja war endlich wieder frei!

„Wo aber befindet sich nun Ukulaja?“, magst du nun fragen. „Auf welchem Kontinent liegt dieses einst so fortschrittliche Land, das von einer Demokratie zur Autokratie wurde?“ Was soll ich dir sagen? Ich denke, die Geschichte mit den Katzen hast du mir ohnehin nicht abgenommen, habe ich recht? Das mag daran liegen, dass es das Land Ukulaja und sein Regime niemals gab. Ich habe es erfunden. Es ist nur eine Geschichte, und zwar eine Geschichte von Leid, Furcht und Unterdrückung, die sich – und das ist die Tragik – in dieser Welt so ähnlich immer wieder neu ereignet. Sie ist nicht allein eine Klage, von der uns frühere Zeiten erzählen, sondern ihr Schrecken zeigt sich gegenwärtig in anderen Ländern dieser Welt. Sie ist also, obwohl sie erfunden ist, dennoch wahr.

Noch während du diese Geschichte liest, suchen irgendwo auf der Welt Menschen gerade verzweifelt nach ihren Verwandten, Ehepartnern oder Freunden. Von den jeweiligen staatlichen Stellen erfahren sie nichts über den Verbleib und das Schicksal ihrer Angehörigen, aber sie sind sich sicher, dass sie an einem geheimen Ort gefangen gehalten und oftmals misshandelt werden. Für die Entführung von Oppositionellen oder aus anderen Gründen missliebigen Personen gibt es eine Bezeichnung: Verschwinden lassen! Manch unbequeme Kritiker werden in autoritären Systemen auch vor Tribunale gezerrt und in umstrittenen Prozessen für schuldig befunden.

In dem erfundenen Land Ukulaja vertrieb die Überzahl der Menschen zum Schluss den Präsidenten, aber so geschieht das nicht immer. Tatsächlich enden solche Geschichten nicht selten im Blutvergießen, weil selbstherrliche, machtgierige Anführer Kriege anzetteln und so zahlreiche Menschen in den Tod führen.

Darum vergiss nicht, dass die Erzählung von Ukulaja, auch wenn sie erfunden ist, sich überall ereignen könnte. Auch bei dir! Das Rad der Zeit dreht sich immerfort, und mit ihm dreht sich die Geschichte. Im Laufe der Jahrhunderte entstanden viele Hochkulturen und zerfielen wieder. Gute und düstere Zeiten lösten einander ab. In der Geschichte von Ukulaja hatten die Menschen ihre einstigen Errungenschaften nicht mehr wertgeschätzt und sie leichtfertig aufgegeben. Damit begann ihr Niedergang.

Lukas Hägel, 17 Jahre

Mut gibt niemals nach

Die Motoren dröhnen ohrenbetäubend um mich herum. Mein Herz schlägt mit jeder Sekunde schneller und meine Finger umklammern das Lenkrad so fest, dass die Handschuhe knistern. Der Geruch von heißem Gummi und Benzin liegt schwer in der Luft. Ich blinzle kurz, dann tauche ich mit über 250 km/h in den Tunnel von Monaco ein. Die Scheinwerfer-Reflexionen zucken über meine Visierblende, die engen Betonwände ziehen rasend schnell an mir vorbei. Der Wagen liegt tief auf der Strecke, ich spüre jede Unebenheit, jede minimale Veränderung in der Bodenhaftung. Ich halte das Gaspedal unten, nur eine winzige Korrektur mit dem Lenkrad – perfekt.

Ich schieße aus dem Tunnel, das Licht blendet mich für den Bruchteil einer Sekunde, dann sehe ich die Nouvelle Chicane auf mich zurasen. Mein linker Fuß geht blitzschnell auf die Bremse, der Wagen senkt sich spürbar nach vorne. Ich spüre, wie das Heck leicht instabil wird – ein Balanceakt. Ich lenke scharf nach links, dann direkt nach rechts. Der Wagen rutscht für einen Moment, doch ich fange ihn ab. Der Motor heult auf, als ich wieder Vollgas gebe, die Reifen packen sich in den Asphalt.

Loews-Haarnadel. Ich bremsen früh, lasse das Auto fast zum Stillstand kommen, während ich die Lenkung mit voller Kraft einschlage. Das Lenkrad vibriert unter meinen Händen, als die Reifen mit einem leichten Quietschen über den Asphalt gleiten. Ich spüre, wie das Gewicht des Wagens nach außen drückt, während ich mich durch die engste Kurve des gesamten Rennens schiebe. Die Leitplanke ist bedrohlich nah, nur wenige Zentimeter entfernt. Jeder Millimeter zählt. Ich atme tief durch, spüre, wie der Motor unter mir leicht aufheult, als ich sanft aufs Gas gehe. Der Wagen ruckt nach vorne, krallt sich wieder in den Asphalt.

Der letzte Abschnitt. Piscine-Schikane. Mit vollem Vertrauen setze ich an, richte den Wagen auf den ersten Kerb aus. Ich spüre, wie die Federung arbeitet, als die Reifen abheben. Nur eine Sekunde in der Luft – dann setzt das Auto mit einem leichten Schlag wieder auf, ich korrigiere sofort das Lenkrad, um die Kontrolle zu behalten. Ich lenke hart nach links, dann nach rechts, die Reifen kreischen, aber der Wagen bleibt stabil. Rascasse – ein kritischer Moment. Ich treffe den Bremspunkt genau, die Reifen beißen in den Asphalt, ich lenke präzise ein und spüre das Feedback des Wagens. Das ist es. Die letzte Kurve. Mein Blick ist auf die schwarz-weiß karierte Fahne fixiert. Mein rechter Fuß drückt das Pedal mit voller Kraft durch. Der Motor schreit auf, das Heck bleibt ruhig, die Geschwindigkeit steigt. Ich überquere die Zielinie – ein Moment purer Triumph. Für einen Moment höre ich nichts außer meinem eigenen Atem. Dann bricht das Chaos los. Mein Team jubelt über Funk, die Menge tobt, und ich spüre, wie mir das Adrenalin in den Adern pulsiert. Ich habe es geschafft.

Eine Woche vergeht wie im Flug – Interviews, Medientermine, stundenlanges Training. Dann bricht bereits das nächste Rennwochenende an.

Der Asphalt flimmert in der Hitze von Bahrain, während ich in der Startaufstellung sitze. Die trockene Wüstenluft liegt schwer auf meinen Schultern. Mein Puls hämmert, doch nicht nur vor Adrenalin. Ich atme tief durch, um die seltsame Enge in meiner Brust zu ignorieren. Die Lichter über mir springen auf Rot. Ein letzter, fokussierter Blick auf die Strecke. Sobald die Ampeln erloschen, trete ich das Gaspedal durch.

Die ersten Runden laufen gut. Die schnellen Geraden und engen Kurven verlangen höchste Präzision. Doch dann schleicht sich eine merkwürdige Erschöpfung in meine Glieder. Ich spüre, wie meine Hände schwerer werden, meine Reaktionen einen Wimpernschlag langsamer. Die Kräfte zerren an meinem Körper, als wäre ich plötzlich doppelt so schwer. In Kurve 10, der schwierigen Linkskurve mit hartem Brems-

punkt, verreiße ich beinahe das Lenkrad, weil mir für einen Moment schwarz vor Augen wird. „Alles okay?“ Die Stimme meines Ingenieurs knistert im Funk. Ich presse die Lippen zusammen und zwing mich zur Konzentration. „Ja, alles gut.“ Lüge.

Nach dem Rennen spüre ich es wieder – ein dumpfes Ziehen in der Brust, meine Beine zittern, meine Arme fühlen sich bleischwer an. Die Luft ist zäh, meine Brust eng. Ich schiebe es auf die Saison, auf die Erschöpfung. Aber ein Teil von mir weiß, dass es mehr als das ist. Trotzdem zwing ich mich, die Warnsignale zu ignorieren.

Zwei Tage später sitze ich bei Dr. Berger im Wartezimmer. Die sterile Umgebung, das Summen der Lampen – alles verschwimmt. Mein Name wird aufgerufen. Meine Beine fühlen sich schwer an, als ich dem Arzt gegenüber Platz nehme.

Sein Blick ist ernst. „Mr. Ferran, die Diagnose ist eindeutig.“ Er macht eine große Pause, bevor er fortfährt: „Es ist Krebs.“

Die Welt friert ein. Ich sehe, wie seine Lippen sich bewegen, höre aber nichts mehr. Mein Magen verkrampft, und meine Finger graben sich in die Armlehne. „Nein...“, meine Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern. Das kann nicht sein.

Draußen rauscht das Leben weiter. Drinnen bricht meins zusammen.

Die ersten Monate der Behandlung verlaufen zunächst hoffnungsvoll. Meine Familie besucht mich regelmäßig, bringt mir Bücher, Filme und mein Lieblingsessen mit – eine willkommene Abwechslung zum faden Krankenhausesen. Freunde schicken aufmunternde Nachrichten, und meine Teamkollegen halten mich mit Updates von der Rennstrecke auf dem Laufenden. Sie erzählen von neuen Entwicklungen am Auto, von den Strategien für die kommenden Rennen. Sie sagen mir,

dass ich fehle – nicht nur als Fahrer, sondern auch als moralische Stütze des Teams.

Eines Tages schickte das Team ein Foto des Wagens, auf dessen Cockpit mein Motto „Mut gibt niemals nach.“ als spezieller Druck angebracht ist. Mein Helm trägt nun denselben Schriftzug – ein Symbol ihrer Unterstützung, das mich durch die schwersten Momente trägt. Ein Freund aus einem anderen Team, ein Williams-Pilot, ehrt mich mit einem besonderen Helm-Design: Unser gemeinsames Foto aus Kart-Tagen auf der Rückseite, darüber die Worte: „Kämpfer geben niemals auf.“ und Flammen, die vom unteren Rand nach oben lodern – ein Zeichen, dass der Kampfgeist niemals erlischt. Die Geste berührt mich tief.

Die Fans überhäufen mich mit Briefen voller Hoffnung und Zuspruch, einige schreiben meine neue Lebensphilosophie auf Plakate und halten sie bei den Rennen in die Höhe. Meine alte Kartbahn ehrt mich, indem sie „Mut gibt niemals nach.“ riesengroß auf die Start-Ziel-Gerade drucken lässt. Ich sehe ein Video davon, wie Kinder über diese Worte fahren, genau wie ich es früher tat. Diese Unterstützung trägt mich durch die Chemotherapien, Operationen und schlaflosen Nächte.

Doch nach einer Weile wird es stiller. Die Besuche werden seltener, die Nachrichten weniger. Social Media ist voller anderer Geschichten. Der Hype verblasst. Die Zweifel nagen an mir. Warum kämpfe ich überhaupt? Was, wenn ich nie wieder in ein Cockpit steige? Was, wenn ich vergessen werde? Was, wenn der Krebs gewinnt?

Ich trainiere immer weniger. Mein Körper fühlt sich schwach an, mein Geist noch mehr. Die Hoffnung bröckelt. Ich scrolle durch mein Handy, sehe die Siege meiner Kollegen, sehe, wie sie in Interviews von der Zukunft sprechen – von ihrer Zukunft. Und ich? Habe ich überhaupt noch eine?

Dann kommt der Moment, der mich endgültig trifft: Mein größter Rivale – der Red-Bull-Pilot – gewinnt die Weltmeisterschaft. Der Titel, der meiner hätte sein sollen.

Ich sehe zu, wie er auf dem Podium feiert, von der Menge bejubelt wird. Mein Körper spannt sich an, mein Atem wird flach. Mein Herz rast. Ein Kribbeln breitet sich aus, meine Brust zieht sich zusammen, als würde sie von einer unsichtbaren Faust gepackt. Ich greife nach Luft – nichts. Alles dreht sich. Ich schnappe nach Halt, aber meine Hände zittern. Die Wände des Zimmers scheinen näher zu rücken. Panik. Ich muss raus.

Ein lauter Knall – mein Wasserglas zerschellt an der Wand. Ich merke es kaum. Mein Blick flimmert. Mein Herz schlägt, als wolle es aus meinem Brustkorb brechen. Geräusche sind verzerrt, mein Kopf hämmert. Ich bin gefangen in einer Welle aus Angst und Verzweiflung.

Dann höre ich sie. Diese eine Stimme, die mich aus dem Chaos zieht. „Mut gibt niemals nach.“ Mein Vater. Seine Worte durchbrechen das Rauschen. Ich klammere mich daran, versuche, meinen Atem zu kontrollieren. Langsam. Tief. Ich schließe die Augen. Sekunden vergehen wie Stunden. Dann – Stille. Ich atme. Ich lebe.

Aber Hoffnung allein reicht nicht. Ich muss kämpfen. Und ich werde kämpfen. Denn Mut gibt niemals nach.

Mit neuer Entschlossenheit beginne ich die Physiotherapie. Anfangs sind es nur wenige Minuten auf dem Laufband, doch sie fühlen sich an, als würde ich einen Berg erklimmen. Meine Muskeln sind schwach, mein Körper träge, aber ich beiße mich durch. Schritt für Schritt, Tag für Tag. Bald steigere ich das Tempo, füge Kraftübungen hinzu und erhöhe meine Ausdauer. Jeder Tag ist ein Kampf gegen die Erschöpfung, gegen den Schmerz, gegen die Selbstzweifel, aber ich lasse nicht nach.

Ich beginne, meine Fortschritte zu dokumentieren – kurze Clips auf Social Media, ein Video von mir im Rennsimulator. „Ein Rennen gegen die Zeit – und ich werde es gewinnen“, schreibe ich unter einen meiner Posts. Die Reaktionen sind gewaltig. Fans, Teamkollegen, sogar alte Rivalen feuern mich an. „Komm zurück! Die Strecke wartet auf dich!“ steht in einem Kommentar. Das treibt mich weiter an.

Nach einigen Wochen gehe ich einen Schritt weiter: Karttraining.

Meine Kartbahn aus der Kindheit ehrt mich mit einem riesigen Schriftzug auf dem Asphalt: „Mut gibt niemals nach.“ Ich bleibe stehen, lasse den Moment auf mich wirken. Mein Blick wandert über die vertrauten Kurven, über den Start-Ziel-Bereich, an dem ich als Kind meine ersten Siege gefeiert habe. Ich schließe die Augen und höre das Echo der Vergangenheit – das Kreischen der Motoren, das Jubeln meines Vaters, als ich zum ersten Mal auf das Podium stieg.

Ein Kloß bildet sich in meiner Kehle. Ich knie mich hin, streiche mit der Hand über die aufgedruckten Buchstaben. „Ein Sieger steht nicht nur auf dem Podium – er steht immer wieder auf“, flüstere ich.

Ein leises Lächeln huscht über mein Gesicht, doch es trägt die Spuren all dessen, was war. Dieser Kampf ist größer als ich selbst. Es geht nicht nur um ein Comeback – es geht darum, nicht aufzugeben, egal wie oft man fällt. Und ich werde nicht fallen. Nicht diesmal.

Das Training wird härter, die Posts intensiver. Ich zeige, wie ich an meiner Reaktionszeit arbeite, wie ich meine Ernährung umstelle, wie ich mit meinem Trainer an meiner Fitness feile. „Ich komme zurück“, schreibe ich – und diesmal glaube ich es nicht nur. Ich weiß es.

Nach einem Jahr steige ich zum ersten Mal wieder in ein Formel-1-Cockpit – das erste freie Training, FP1. Die Strecke liegt vor mir,

die Boxencrew gibt mir letzte Zeichen, und mein Herz schlägt schneller. Der Innenraum ist vertraut – das Gefühl des Lenkrads in meinen Händen, das leichte Vibrieren der Pedale unter meinen Füßen. Doch es fühlt sich anders an. Der Sitz, die Gurte, selbst der Geruch von verbranntem Gummi – all das sollte sich wie Zuhause anfühlen, doch mein Körper reagiert nicht wie früher.

Die ersten Runden verlaufen holprig: Die Abläufe fühlen sich fremd an, meine Reflexe sind träge, das Timing passt nicht. Ich muss mich wieder an die G-Kräfte gewöhnen, an die Geschwindigkeit, an die Präzision, die dieser Sport verlangt. Beim Anbremsen der ersten Kurve – Turn 1 – verpasse ich den idealen Punkt, die Vorderreifen blockieren kurz, und ich rutsche leicht über die Linie. In der schnellen Schikane weiter hinten verliere ich kurz die Kontrolle über das Heck, muss gegenlenken und verliere wertvolle Zehntel. Ich beiße die Zähne zusammen, meine Hände umklammern das Lenkrad fester. Die Frustration steigt mit jeder fehlerhaften Kurve. „Verdammt!“ entfährt es mir in den Helm. Doch das Team bleibt ruhig. „Bleib dran, wir arbeiten uns da rein“, kommt die Stimme meines Renningenieurs über Funk. Ich atme tief durch, schüttele den Kopf und setze neu an.

Im Verlauf des Trainings kämpfe ich mit der Balance des Wagens, mit meiner eigenen Unsicherheit. Ich pushe, aber jede Runde fühlt sich unsauber an. Mein Renningenieur meldet: „Die Pace ist noch nicht da, aber bleib dran.“ In FP2 wird es nicht viel besser – mein Selbstvertrauen ist angekratzt, und ich spüre, dass mir noch ein entscheidender Schritt fehlt.

Im Qualifying dann die pure Anspannung: Q1 läuft schlecht, die Zeit reicht kaum für das Weiterkommen – ich bremsen zu früh, verliere Zehntel um Zehntel. Ich kämpfe, doch am Ende bleibt mir nur der Startplatz 20. Letzter auf dem Grid. Mein Atem geht schwer, die Gedanken an meine Krankheit und die verlorene Zeit lasten auf mir.

Als ich in der Startposition stand und das Team um mich herum wuselte, schließe ich die Augen. Die Worte meines Vaters klingen in meinem Kopf: „Mut gibt niemals nach.“ Ich atme tief durch, spüre den kühlen Hauch durch die Lüftungsschlitze des Helms und richte meinen Blick nach vorn. Die Vergangenheit verblasst – jetzt zählt nur dieser Moment.

„Wir bringen dich da durch. Kopf hoch, wir haben ein langes Rennen vor uns“, sagt mein Renningenieur. Ich nicke, lege den ersten Gang ein. Die Ampeln gehen an. Mein Herz schlägt schneller.

Dann gehen sie aus.

Als die Startampeln erlöschen, drücke ich das Gaspedal voll durch. Die Hinterreifen drehen durch, der Wagen bricht kurz aus – ich verliere wertvolle Meter. Ich starte als Letzter und sehe die anderen Wagen vor mir aufblitzen, während sie in die erste Kurve jagen, während ich mich mühsam stabilisiere. Ich spüre die gewaltige Beschleunigung, doch meine Hände zittern leicht am Lenkrad.

Die erste Kurve kommt näher. Ich bremse zu früh, verliere erneut Zeit, während die anderen aggressiv einlenken. Die nächste Gerade bietet eine kurze Verschnaufpause, aber ich merke, wie ich zu zaghaft bin. Mein Gefühl für die Geschwindigkeit ist nicht da. In der nächsten Schikane verpasse ich den perfekten Bremspunkt, der Wagen rutscht leicht, und ich muss korrigieren. Sekunden gehen verloren. Ich fluche leise.

Dann, kurz vor der schnellen Rechtskurve, passiert es. Vor mir kollidieren zwei Wagen. Der eine wird in die Luft katapultiert und überschlägt sich. Trümmer fliegen auf die Strecke, ein Reifen löst sich, und springt gefährlich umher. Reflexartig reiße ich das Lenkrad herum, mein Herz rast. Die Box funkt: „Großer Unfall, Safety Car ist draußen! Pass auf die Trümmer auf!“

Ich atme schwer, der Schock sitzt tief. Vor meinem inneren Auge sehe ich den Unfall in Endlosschleife – das überschlagende Auto, die herumwirbelnden Carbonteile. Mein Brustkorb fühlt sich eng an, meine Finger sind verkrampft um das Lenkrad. Was, wenn es mich erwischte hätte? Was, wenn mein Comeback heute schon vorbei gewesen wäre? Ein Moment der Unachtsamkeit, eine falsche Reaktion – und es hätte mich treffen können. Mein Atem geht schneller, Panik kriecht in meine Gedanken. Bin ich wirklich bereit für diese Rückkehr? Oder habe ich mich überschätzt?

Doch dann höre ich wieder die Stimme meines Vaters in meinem Kopf: „Mut gibt niemals nach.“ Ich atme tief durch und halte mich bereit für den Restart.

Ich halte meine Linie durch die Prima Variante, nutze den Windschatten und überhole zwei Autos auf der langen Geraden. In der Curva Grande spüre ich, wie der Wagen an die Haftungsgrenze geht. Durch die Variante della Roggia setze ich mich in eine perfekte Linie und ziehe mit einem mutigen Manöver vorbei. Die Lesmo-Kurven erfordern Präzision – ich treffe den Scheitelpunkt genau, der Wagen ruckt leicht, doch ich halte ihn unter Kontrolle.

Runde um Runde kämpfe ich mich nach vorn. Jeder Überholversuch ist ein Balanceakt zwischen Mut und Kontrolle. Die Ascari nehme ich mit mehr Risiko, das Heck tänzelt leicht, doch ich bleibe auf Kurs. In der schnellen Parabolica-Kurve sitze ich dem Führenden direkt im Getriebe. Ich ziehe aus dem Windschatten. Mein Wagen ruckt leicht, als ich den Lenkeinschlag perfektioniere. Ich bremsen so spät wie möglich, spüre das Heck leicht ausbrechen, korrigiere instinktiv mit der Lenkung und setze mich neben ihn. Zentimeter um Zentimeter ziehe ich vorbei.

Die Ziellinie kommt näher. Mein rechter Fuß bleibt auf dem Gas, der Motor heult auf. Mit einer letzten Bewegung am Lenkrad halte ich den Wagen stabil und überquere die Linie – als Erster.

Das Radio knackt, mein Renningenieur schreit: „Luca, du hast es geschafft und das mit Ferrari! In Monza! Du bist unsterblich!“

Ich ballte die Faust, mein Körper vibriert vor Adrenalin. Ich habe es geschafft – in Monza, in einem Ferrari. Der Traum eines jeden Fahrers, die Geschichte, die sich in jedem Stein dieser Strecke eingepägt hat. In der Auslaufrunde winken Fans mit Tränen in den Augen, rot-gelbe Fahnen wehen im Wind, das Dröhnen der Motoren mischt sich mit den Gesängen der Tifosi. Ich rolle langsam durch die Outlap, mein Puls rast noch immer, doch allmählich weicht die Anspannung einer unbeschreiblichen Erleichterung. Ich winke den Fans zu, sehe, wie einige Weinen, Schilder in die Höhe halten: Willkommen zurück, Luca! Mein Blick fällt auf eine Flagge mit meinem Namen und meinem alten Motto: Mut gibt niemals nach. Die Tränen steigen mir in die Augen, ich schlucke, versuche, die Emotionen zu unterdrücken – vergeblich.

Als ich in die Boxengasse einbiege, hält mein Team den Atem an. Ich bringe den Wagen zum Stehen und lasse das Lenkrad los. Meine Hände zittern. Ich schließe kurz die Augen, dann steige ich über das Halo zur Seite, klettere mühsam aus dem engen Cockpit. Meine Beine fühlen sich wackelig an. Mit einem Ruck reiße ich den Helm vom Kopf, atme schwer. Der Lärm der jubelnden Menge vermischt sich mit dem Rauschen meines Pulses. Noch bevor ich mich sammeln kann, stürmen meine Mechaniker auf mich zu. Ich werde in eine Umarmung gezogen, spüre Hände auf meinem Rücken, höre Jubelrufe, mein Renningenieur flüstert mir ins Ohr: „Du bist zurück, Luca. Und jetzt bist du eine Legende.“

Ich sinke auf die Knie, vergrabe das Gesicht in den Händen. Die Tränen fließen nun ungehindert. Das ganze Team kniet sich zu mir, schließt mich ein in eine Welle der Emotionen. Ich blicke nach oben, sehe meine Familie am Zaun, sehe meinen Vater, wie er die Faust ballt. Ich weiß, dass er weiß, was dieser Moment bedeutet.

Auf dem Podium halte ich die Trophäe hoch, das Gewicht kaum spürbar in meinen Händen. Ich blicke über die Menschenmenge, auf die Gesichter der Fans. Das ist mehr als ein Sieg – es ist der Beweis, dass selbst die dunkelsten Stunden das Licht des Mutes nicht auslöschen können.

Ich trete ans Mikrofon, meine Stimme zittert vor Emotion: „Diese Siegesfahrt widme ich allen, die kämpfen – auf und neben der Strecke. Denkt daran: Mut gibt niemals nach!“

Gloria Janecki, 20 Jahre

Mutausbrüche – Mut mit Herz trotz Schmerz

Er trägt nicht immer Fahnen,
nicht immer Feuer, nicht immer Stahl.
Oft ist er leise, hat seine eigenen Bahnen
und flüstert heimlich ganz still des Herzens Wahl.

Seine Essenz schwebt im Windzug eines Augenblicks,
liegt in der heißkalten Stille einer einzelnen Träne.

Er schlägt gegen das alte Gefängnis der Zweifel
und bricht es entzwei in Scherbenglanz.
Auf dass man sich nicht länger in Trauer wähne,
bis Herz und Seele sich unisono vereine im Tanz.

So öffnet er galant so manche Türe,
wenn die Angst den Raum verlässt.

Es ist ein Name,
den so viele rufen,
doch nur wenige tragen.
Zu zahlreich sind die Stufen,
als dass sie sich an den Aufstieg wagen.

Auf diesem Gipfel erwacht er,
streckt seine weiten Flügel,
sehnt sich nach mehr
und packt die Zügel.

Er ist der Sauerstoff im Blut.
Wenn die Lunge noch zögernd ruht,
entfacht er im Innersten die Glut
und sorgt für eine Energieflut.

Mit ihm können wir das Leben fassen
und unsere eigene Stimme erheben
– inmitten von Menschenmassen
unser aller Potenzial ausleben.

Es ist nicht der markerschütternde Schrei,
der Mauern in ihren Grundfesten erschüttert,
sondern der zunächst schmerzhafteste Atemzug,
der nach einem Sturz oder vor dem Sprung erfolgt.

Es ist die liebevolle Hand,
die Narben sanft berührt,
die aufmerksamen Augen,
die sich nicht abwenden,
die geschwungenen Lippen,
die endlich das aussprechen,
was jahrelang verschwiegen blieb.
Es ist ein Feuer, das in der Dunkelheit lodert.
Es ist ein Sturm, der Zweifel hinwegfegt.
Es ist ein Fels in der tosenden Brandung.
Es ist eine Stimme und ihr Echo.

Eine Stimme, ein Echo.
Was du nicht sagst.

Also ist es Mut,
wenn ich etwas Neues wage?
Wenn ich nicht im Prozess der Sache verzage?

Wenn ich springe, ohne den Grund zu sehen?
Wenn ich renne, ohne an ein bestimmtes Ziel zu gehen?

Ist es Mut,
wenn ich sage: „Ich schaffe das!“ –
obwohl ich das Zittern nicht verbergen kann?
Wenn ich falle, und niemand fängt mich auf?
Wenn ich kämpfe und verliere – das auch?

Ja, Mut ist:
den eigenen Weg zu gehen,
sich dem Sturm zu stellen.
Es ist ein Bruch mit tatenlosem Flehen,
bei dem wir der Angst in die Augen sehen.
Es bedeutet, einfach im Jetzt da zu stehen,
sich nicht im Kreise anderer zu drehen.
So ganz ohne Mauern und ohne Masken,
nur mit sich selbst –
und trotzdem zu bleiben.

Mut ist eine Faust,
die sich gegen Gewalt stemmt.
Eine Faust,
die sich öffnet und Liebe nicht hemmt.
Ein Ruf auf der Straße,
der Funken schlägt in dunkler Nacht.
Mut ist eine Flagge im Wind,
die Farben der Bekenntnisse trägt,
die man einst zu verbrennen suchte.
Mut ist der Blick eines Menschen,
der nicht länger schweigt,
der seine Wunden zeigt.
Mut steckt in den Zellen eines jeden Körpers,

den Rollstuhl, Stock oder zitternde Beine tragen,
und der trotzdem mit all seinen Fasern tanzt,
weil die Außenwelt nicht darüber entscheidet,
wo die Freuden des Lebens beginnen.

Mut ist der zärtliche Kuss,
nach dem ein jedes Herz erblüht,
trotz aller Blicke,
trotz aller Stimmen,
die ihn verbieten wollen.

Mut ist die Hand,
die sich hebt für den,
dessen eigene zittert.

Mut ist ein Zeichen und gelebte Realität zugleich.

Mut ist nicht unserer Vorstellung Streich.

Mut ist nicht die Sicherheit des Sieges,
sondern das Aufbegehren gegen das,
was falsch und verlogen ist.

Mut ist der Einsatz zum Wohle aller.

Mut ist, wenn ein Mädchen ein Buch hebt,
das andere ihr entreißen wollen.

Wenn sie zur Schule geht,
obwohl die Angst in ihren Schuhen steckt.

Mut ist, wenn ein Mann die Wahrheit sagt,
in einer Welt, die von Lügen lebt.

Wenn eine Frau für ihre Rechte kämpft,
obwohl der Wind Sand in ihre Augen weht.

Mut ist, wenn ein Volk auf den Straßen steht,
wenn die Fäuste geballt sind,
aber die Herzen offen.

Wenn Mauern fallen,
nicht aus Ziegeln,
sondern aus Angst.
Des Mutes Melodie erklingt,
wenn Töne der Liebe schallen.

Mut ist auch,
sich selbst zu finden,
wenn man sich schon verloren glaubte.
Mut ist,
die Nacht in Einsamkeit zu überstehen,
wenn der eigene Kopf zum Antagonisten wird.
Mut ist,
noch einmal zu lieben,
nachdem das Herz in Splintern lag.
Mut ist,
weiter zu atmen,
wenn alles einem die Kehle zuschnürt.
Mut ist,
wenn der letzte Funke ein Feuer in dir entfacht,
das anderen ein Leuchtturm in stürmischer See ist.
Mut ist, sich zu fragen:
„Wer bin ich?“
und nicht an der Identitätssuche zu verzweifeln.
Mut ist, anders zu sein,
in einer Welt, die oft Gleichheit feiert,
aber Vielfalt und Kreativität fürchtet.
Mut ist, den eigenen Namen zu sprechen,
selbst wenn er nie richtig ausgesprochen wird.
Mut ist, sich nicht in eine Schublade zu pressen,
wenn man für kein Etikett gemacht ist.
Mut ist ein Hoch auf uns und das Leben.

Mut ist kein Monument aus Stein,
keine Statue, die ewig steht.
Er ist ein kleiner Funke, der überspringt,
wenn einer den ersten Schritt wagt.
Vielleicht ist Mut nichts weiter
als eine Kerze aus warmem Wachs,
die sich an einer anderen entzündet.

Vielleicht ist Mut nichts weiter
als eine Stimme,
die sagt:
„Du bist nicht allein.“
„Du bist nie allein gewesen.“
„Du wirst nie allein sein.“

Mut nimmt einen an die Hand.
Mut reicht Hände.
Mut ist ein Handschlag,
der dich andere mutig grüßen lässt.

Mut ist keine Sehenswürdigkeit,
die Massen anlockt und Denkmälern gleich
auf überfüllten Marktplätzen glänzt.
Er ist der Schatten, der hinter Sorgen steht
und sich dennoch über sie hinwegsetzt.

Manchmal ist Mut das laute Aufbegehren,
manchmal das stille Weitermachen.
Er ist kein statisches Gebilde,
sondern der eigene Wille,
der dich ermutigt – ganz milde,
der den ersten Schritt wagt – in der Stille.

Mut ist, wenn du dein Spiegelbild betrachtest
und deinen inneren Dämonen keine Chance gibst,
dich immer weiter länger kleinzureden.

Mut ist, allein mit sich auf ein Date zu gehen,
nicht nach Bestätigung zu suchen.

Mut ist, unter all den Stimmen,
die laut rufen „Folge uns!“,
die eigene zu behalten.

Mut ist, mit der Angst während eines Gewitters zu tanzen,
anstatt über das stürmische Wetter zu fluchen.

Mut ist, nicht perfekt zu sein,
es gar nicht erst zu versuchen,
und sich trotzdem vollkommen zu fühlen.

Mut ist ein Nein,
wenn die Welt ein Ja erwartet.
Mut ist ein Ja,
wenn die Welt ein Nein erzwingt.

Mut ist eine Frage,
deren Antwort dir Schmerz zufügen kann.

Mut ist ein Name,
den du für dich selbst wählst.

Mut ist zu sagen:

„Ich liebe, wen ich liebe.“

Mut ist, nicht in eine Kategorie zu passen
und gerade deshalb Grenzen zu überwinden.

Mut ist, vor der Klasse zu stehen
und auszusprechen,
was niemand hören will.

Mut ist, für den Außenseiter einzustehen,

auch wenn es bedeutet,
dass du selbst einer wirst.
Mut ist, Familie zu wählen,
wenn Blutsbande allein nicht reichen.
Mut ist, zu vergeben,
wenn das Herz noch blutet.
Mut ist eine Freundschaft,
die auch in Stürmen hält,
ein Blick, der sagt:
„Du bist meine Welt.“
Doch Mut ist auch ein Bruch,
wenn die andere Hand loslässt.

Mutig bist du trotz Behinderung durch die Umwelt.
Mut ist ein Rollstuhl,
der schneller ist als Vorurteile.
Mut ist ein Blindenstock,
der den Weg weist,
den andere nicht sehen können.
Mut ist eine Hand,
die Zeichen spricht,
wenn die Welt nur auf Worte hört.
Mut ist, sich Gehör zu verschaffen,
auch wenn andere sich abwenden.
Mut ist nicht,
„trotz“ einer Behinderung zu leben –
sondern mit ihr.
Weil sie kein Hindernis ist,
sondern ein Teil von dir.
Mut ist, wenn ein Kind auf der Straße steht,
weil es nicht mehr tatenlos zusehen kann.
Mut ist, wenn einer den ersten Baum pflanzt,
obwohl es Jahrzehnte braucht,

bis er Schatten spendet.
Mut ist, nicht zu resignieren,
wenn die Welt in Flammen steht,
sondern das Wasser trotzdem zu holen.
Mut ist, der Erde eine Stimme zu geben,
auch wenn sie längst hätte schreien müssen.

Und vielleicht, ja vielleicht,
wird Mut nicht daran gemessen,
wie laut du schreist, sondern daran,
wie viele sich durch dich trauen,
endlich zu sprechen.

Mut ist der Sprung, wenn der Abgrund dich ruft,
Mut ist die Flamme, die Zweifel verpufft.
Mut ist der Atem, bevor du es sagst,
Mut ist das Nein, wenn du das Nein nicht mehr magst.

Ein Mutausbruch – ein Funke, wild entfacht,
der flackert, flimmert, dennoch brennt.
Nicht groß geplant, nicht lang bedacht,
nur das, was deine Seele tief im Herzen kennt.

Zu lieben heißt immer auch, sich bloßzugeben,
mit Haut und Herz dem Sturm zu trauen.
Zu fallen, ohne auf Gewissheit zu bauen,
und gemeinsam neue Lebensfäden zu weben.

Mut ist zu schwimmen, wenn Wellen dich drücken,
Mut ist zu trotzen, statt schweigend zu nicken.
Mut ist ein Sturm, der in Agonie beginnt,
doch oft erst im Echo die Richtung gewinnt.

Nicht jeder Mut ist laut und grell,
nicht jedes Nein ein lauter Schrei.
Doch manchmal ist das Kleinste hell,
macht leise Worte kettenfrei.

Mut ist zu scheitern und weiterzugehen,
Mut ist die Wunde und nicht nur das Wehen.
Mut ist ein Pflaster auf splitterndem Grund,
Mut ist zu wissen: Die Zeit macht es rund.

Mut ist ein Ausbruch,
nein, kein Wutausbruch.
Ein Wort zu viel, ein Nein zu laut,
ein Blick, der sich dem Druck entzieht.
Ein kleiner Funke, der sich staut,
bis er die Fesseln schließlich sprengt.
Das ist die wahre Macht,
die der Mut dir schenkt.

Die Blicke schneiden, Flüstern hallt,
als wärst du anders, da wird dir kalt.
Doch Mut ist, wenn du stehen bleibst,
du demonstrierst, dass du dein Leben treibst.
Mut ist kein Schatten, der flüchtig verweht,
Mut ist das Licht, das in Narben noch steht.

Die Welt sieht Mauern, doch du siehst Licht,
sie sehen Mängel, du siehst dein Sein.
Sie denken Grenzen – du verzweifelst nicht,
du brichst sie auf, trittst mutig ein.
Mut ist deine feste Stimme, die trotzt,
wenn andere sich in Hass ver mummen.
Mut ist, wenn man Luftschlösser baut,

wenn man die Feindseligkeit niederbricht.
Mut ist das Ja, wenn dein Herz noch sich scheut.
Mut ist, wenn Hoffnung den Zweifel zerstreut.

Nicht „trotz“ der Narben, nicht „trotz“ dem Schmerz,
nicht „trotz“ des Andersseins – nein, mit Herz!
Mit allem, was du bist und wirst,
weil du dich lebst, weil du existierst.
Mut ist, zu wissen: Du bist nicht allein,
dein Sein ist genug, du darfst einfach sein.
Sie reden leise, tuscheln fort,
als wärest du fremd in ihrer Welt.
Doch Mut ist, wenn kein Blick dich hält,
du schreitest weiter – Wort für Wort.
Mut ist, wenn du deinen Weg selbst bestimmst,
wenn du nicht verbirgst, wer du wirklich bist.
Du siehst den Spiegel, willst entfliehen.
Aber Mut bedeutet, dass du dein Antlitz ansiehst
und dich selbst mit offenem Blick betrachtest.
Mut ist ein Anker, der Dämonen besiegt,
Mut ist, wenn Wahrheit die Angst überwiegt.

Mutig bist du, wenn du stehst,
auch wenn der Sturm dich niederweht.
Mutig bist du, wenn du schreist,
selbst wenn dich niemand hören mag.
Mutig bist du, wenn du sprichst,
auch wenn die Angst dein Herz umbricht.
Mutig bist du, wenn du verstehst,
dass du nicht nur im Schatten gehst.
Mutig bist du, wenn du fühlst,
auch wenn du dich in Zweifel hüllst.
Mutig bist du, wenn du vergibst,

selbst wenn du Wunden tief betrübst.
Mutig bist du, wenn du lachst,
auch wenn das Leben Narben macht.
Mutig bist du, wenn du liebst,
und dich dabei verletzlich gibst.
Mutig bist du, wenn du gehst,
auch wenn du noch am Abgrund stehst.
Mutig bist du, wenn du bleibst,
wenn Dunkelheit nach dir schon greift.
Mutig bist du, wenn du bist –
nicht mehr, nicht weniger, als du bist.
MUT bist DU.

Dana Kumpfmüller, 16 Jahre

Elefantengras

„Mut ist nicht die Abwesenheit von Angst, sondern die Überzeugung, dass etwas wichtiger ist als Angst.“

Franklin D. Roosevelt

31. Juli, 6:00 Uhr

Die Sonne erhebt sich langsam über der kleinen Stadt. In einem belebten Viertel am Stadtrand leben die Familien den scheinbar perfekten Sommertraum. Seit fünf Wochen prägen Campingzelte das Idyll von weitläufigen Wiesen; Isomatten und unzählige Badehandtücher liegen verstreut auf den Rasenflächen um die riesigen Terrassen und marmorgekachelten Pools. Gelächter beginnt vor Sonnenaufgang und endet spät in der Nacht – der Sommer scheint perfekt.

31. Juli, 6:42 Uhr

In meinem Zimmer ist es stockdunkel. Ich hasse Dunkelheit. Mein Wecker zeigt 6:42, die roten Digitalbuchstaben tun mir in den Augen weh. Ich drehe mich auf die andere Seite, will weiterschlafen, aber ich höre schon jetzt das Geschrei draußen. Barfuß schlepe ich mich zum Fenster und ziehe den Rollladen so ruckartig hoch, dass ich fast von der Helligkeit erschlagen werde. Von einem malerischen Sonnenaufgang ist nicht zu sprechen, denn die hereinfliegenden Sonnenstrahlen brennen schon jetzt punktuell auf meiner Haut. So viel zu morgendlicher Frische. Draußen kreischt wieder jemand. Normalerweise versuche ich, diesem Ort in den Sommerferien zu entkommen, fahre mit meinen Eltern in die Stadt und sie setzen mich vor der Arbeit am Freibad ab. So war es auch am ersten Tag der Sommerferien, vor 5 Wochen, nur dass ich vor dem Bad keine Badekappen-Omis stehen sah, son-

dern ein fettes, grellgelbes Schild mit der Aufschrift „Gesperrt“. Und in schwarzen Kursivbuchstaben: „Öffnet im Mai nächsten Jahres.“

Seitdem geht es in unserer Nachbarschaft jeden Tag gleich zu: Wenn ich aus meinem Fenster schaue, sehe ich eine Menge Zelte stehen, daraus hervorguckende lackierte Zehennägel und verstreute Redbull-Dosen. Wir sind 28 Schüler in unserer Klasse, und jeden Morgen überlegen 27 von ihnen, ob sie zu Poolparty 1, 2 oder 3 gehen. Ein Mensch überlegt nicht. Ein Mensch wurde nicht eingeladen, wahrscheinlich, weil er nicht nach einer Einladung gefragt hat.

Dieser Mensch bin Ich.

7:05 Uhr

Als ich aus der Terrassentür trete, flimmert die Hitze bereits über der Auffahrt. Hinter unserem Haus stehen unsere Liegen im Schatten der Obstbäume. Es ist der einzige Ort im Garten, wo ich meine Klassenkameraden nicht dabei beobachten muss, wie sie Gruppenfotos schießen und ungesund viel Spaß haben. Mit meinem Müsli hocke ich mich missmutig ins Gras und pfeife nach Frodo, unserem Terrier.

7:20 Uhr

Die Sonne brennt vom Himmel, als wären wir in der Sahara, als ich mit Frodo an der Leine das Grundstück verlasse.

„Wo willst du hin?“, frage ich ihn und lasse ihn vorlaufen, damit er den Weg entscheiden kann. Frodo ist sozusagen mein bester Freund. Von Menschen halte ich grundsätzlich nicht so viel. Der Hund rennt begeistert zum Ortsausgang auf die Feldwege.

„Gute Wahl“, lobe ich.

Frodo jagt durch die Felder neben dem Weg, als ich ihn von der Leine lasse, ich trotte im Schneckentempo hinterher. Zum Glück ist bei dem Wetter niemand hier draußen. Ich locke Frodo mit einem Leckerli zu mir, meine Beine sind müde, ich will mich hinsetzen. Nach der Biegung steht unsere Lieblingsbank. Frodo springt neben mich auf die

Sitzfläche und ich döse mit halboffenen Augen. Wie schön es ist, nur das Rascheln der Blätter zu hören, und keine schreienden Jugendlichen. Wind fährt durch meine Haare und Frodo bellt verzückt und springt auf einen Schatten zu. Der Schatten schreit wahrscheinlich genauso verzückt auf, setzt sich auf die Bank, für meinen Geschmack etwas zu dicht neben mich.

„Hi. Ist das dein Hund?“ Ich starre das Mädchen neben mir an. Hellgrüne Augen, kein einziger Schimmer von Unbehagen, weil sie mich gerade aufgeschreckt hat.

„Mmmh.“, sage ich. Es ist peinlich. Sie soll wieder weg gehen. Mir fallen ihre großen Vorderzähne auf. Ich kenne sie. Wieso kann ich nirgendwo hingehen, ohne dass mich jemand aus der Schule verfolgt?

„Ich bin Clara“, sagt sie.

„Ja“, entgegne ich unschlüssig. Ihre Präsenz schüchtert mich ein.

„Was machst du hier?“ In der Schule wird Clara Eichhörnchen genannt, wegen ihren großen Vorderzähnen. Ich fand's schon immer gemein, aber gegen solche Spitznamen sage ich nichts. Ich sage in der Schule generell nie was. Ich bin ein Angsthase.

„Elisa, du bist doch von hier. Wieso bist du nicht in 'nem Zelt bei denen aus der Schule und lässt dir deine Zehennägel pink lackieren?“

„Ich bleib lieber für mich.“ Das war hoffentlich deutlich genug, dass Eichhörnchen aufhört, meinen Hund zu streicheln und wieder dahin geht, wo sie hergekommen ist.

„Lüg mich nicht an. Du würdest hingehen, aber du hast Angst.“

Erschrocken fahre ich zu ihr herum. Wer ist sie? Meine persönliche Therapeutin? Ich werde ein bisschen sauer.

„Du bist nicht mutig genug, was anderes zu machen, außer jeden verdammten Tag auf dieser Bank zu sitzen und genau zur selben Uhrzeit wieder aufzustehen. Und dann kommst du abends um Punkt 21:15 Uhr wieder.“ Mein Mund klappt auf. Das wird mir alles ein bisschen zu viel. „Ich wohne dahinten“, schiebt Clara hinterher, als ich mir gerade die Frage verkneife, wieso sie mich seit 35 Tagen stalkt. Sie zeigt auf ein Haus hinter den Bäumen. Ich dachte immer, da sind nur Schreber-

gärten und die Partyhäuschen von meinen Nachbarn, die nicht wissen, was sie mit ihrem überschüssigen Geld anfangen sollen.

„Ich habe einfach keine Lust dahinzugehen.“

Clara nickt wissend, ich starre geradeaus.

„Was wird das?“, frage ich nach exakt vier Minuten Stille.

„Ich will was unternehmen“, sagt sie. Ich kapiere nicht, was sie von mir will.

„Dann mach doch.“

„Mit dir.“

„Nee. Ich unternehme nichts mit Leuten, die ich kaum kenne. Außerdem muss ich den hier“, ich zeige auf Frodo, „nach Hause bringen.“ Eichhörnchen, Clara, streckt mir ihre Hand hin. „Hi, ich bin Clara, seit vier Jahren in deiner Parallelklasse. Dein Hund ist süß, ich begleite dich (zu dir).“ Ich schnaube. Sie grinst. „Du hast nur Angst. Was willst du denn heute machen?“

„Ich habe keine Angst.“ – Ich ignoriere den zweiten Teil des Satzes.

„Aber du bist nicht mutig genug.“

„Du weißt überhaupt nicht, wie mutig ich bin.“ – Jetzt bin ich sauer.

Elf Minuten sitzen wir auf der Bank. Ich glaube, in diesen elf Minuten ist in meinem Gehirn etwas gewaltig falsch gelaufen. Vielleicht habe ich einen Sonnenstich bekommen. Im Nachhinein könnte ich mir sonst nicht erklären, warum ich nach elf Minuten Stille sage:

„Von mir aus.“

8:00 Uhr

Das letzte Mal bin ich Fahrrad gefahren, als Mama sich entschlossen hat, dass wir jetzt eine sportliche Familie werden. Das war vor zwei Jahren, und das 2500-Euro-Objekt steht seitdem unberührt in unserer Garage. Clara hat mich auf dem Nachhauseweg ohne Pause zugelabert, ob wir den Bus, den Zug oder ein Taxi in die Stadt nehmen. Ich wollte nichts davon wissen, ich hasse öffentliche Transportmittel. Das braucht Eichhörnchen aber nicht zu erfahren. Dann hat Clara angefangen, zu kreischen und hat gefragt, ob wir Fahrräder zu Hause haben. Ich habe mich irgendwann einfach meinem Schicksal ergeben.

Mit den Händen in die Hüfte gestemmt, steht Clara in der Mitte der Garage, Frodo liegt schwanzwedelnd neben ihr, ich decke das mondpreisteure E-Bike ab. Clara nickt zufrieden. Die Fahrräder meiner Eltern haben beide einen Zahlencode, den ich nicht weiß. Sonst steht in der letzten Garagenecke nur das alte Klapprad aus unseren Camping-Zeiten. Clara seufzt hinter mir auf.

„So schlimm ist das jetzt auch nicht. War auch teuer genug, sieht nur nicht so aus. Und das ist superbequem.“ Clara fängt an zu grinsen. Ich glaube, ich habe was Dummes gesagt.

Wir rollen aus der Einfahrt, Clara auf dem lackweißen E-Bike, ich auf dem Klapprad, das mir gefühlt einen Meter zu groß ist.

8:45 Uhr

„Weißt du eigentlich, dass du gerade voll mutig bist?“, fragt Clara, als wir die Hauptstraße runterradeln. Sie wirkt wie eine Prinzessin, während ich mit meinem Wanderrucksack fast rückwärts vom Rad falle.

„Ach was“, antworte ich und stoße so ein Lachen aus, als ob man eher weint als lacht. „Doch, ich meine, schau uns an. Schau dich an. Vor einer Stunde hast du noch gesagt, dass du nichts mit Fremden machst, und jetzt leihst du mir sogar dein sauteures Rad.“ Ich verbiete mir, darüber nachzudenken, was für eine schrecklich falsche Entscheidung es gewesen sein könnte, Clara mein Fahrrad anzuvertrauen. Wobei, eigentlich hätte ich es ihr ja nicht anvertraut, wäre sie nur nicht so dickköpfig und ich nicht so leicht zu überzeugen. Und ich finde auch nicht, dass Clara Recht hat, mit dem, was sie sagt. Es ist nicht besonders mutig, dass ich eine Fahrradtour mache und dafür einen Wanderucksack mit mir schleppe, der das Doppelte von uns beiden wiegt und eine ganze Apotheke beinhaltet.

„Du denkst, ich sehe deinen Mut nicht – aber eigentlich siehst du ihn nicht.“

Clara ist eine verdammt verwirrende Person. Manchmal denke ich, sie spricht mir aus der Seele. Manchmal kommt es mir vor, als könnte sie meine Gedanken lesen.

„Woher...“, fange ich an, aber sie unterbricht mich freundlich: „Ich hab Hunger.“

8:51 Uhr

Die kleine Bäckerei ist vollgestopft mit Menschen. Ich weigere mich reinzugehen und sage, dass ich draußen bei den Rädern bleibe. Clara nickt, was mich fast ein wenig zu sehr überrascht. In meiner Nähe sitzen zwei Grundschul Kinder im Schatten der Eiche auf dem Marktplatz. Zuerst denke ich, sie sind befreundet. Aber dann sehe ich, wie der Junge dem Mädchen die Brille von der Nase nimmt und so tut, als würde er sie zerquetschen wollen. Ich stehe etwas abseits, sodass sie nicht bemerken, dass ich dort warte. Das Mädchen weint, will weglaufen, aber der Junge hält sie fest und schwenkt ihre Brille vor ihrer Nase herum. Man kann sehen, dass das Mädchen vollkommen die Orientierung verloren hat. Ich spähe durch das Schaufenster in den Laden. Clara steht in der Schlange gerade erst in der Mitte. Sie würde sicher reagieren und den Jungen ordentlich zurechtweisen. Ich kenne sie wirklich nicht gut, aber gut genug, um zu wissen, dass ihr Sinn für Gerechtigkeit unglaublich groß ist.

Clara redet immer über Mut. Sie sagt, ich bin mutig, weil ich sie hier begleite. Aber wer Mut hätte, würde den Streit schlichten. Für Gerechtigkeit sorgen, dazwischen gehen. Ich umklammere bloß die Lenker der Fahrräder und schaue wortlos zu, wie der Junge die Brille in der Mitte durchknackt. Dann zieht er das heulende Mädchen vom Marktplatz weg. Ich habe nichts getan. Ich bin ein Versager.

Clara kommt mit einer viel zu großen Tüte Gebäck aus dem Laden, nickt mir wortlos zu und ich würde am liebsten umkehren und mich wie seit 35 Tagen in meinem Zimmer verstecken.

9:30 Uhr

Ich bekomme Clara dazu, Räder zu tauschen, als ich mich wieder beruhigt habe. Sie erkennt selbst, dass es unfair ist, den Menschen mit Wanderrucksack auf dem Rücken mit dem Dreigangrad fahren zu

lassen. Als wir über den Hügel sind, bin ich trotzdem komplett nass-geschwitzt. Clara strahlt wie ein Sonnenschein. Sobald wir den Berg nach unten preschen, schießt sie in einem Affentempo an mir vorbei und überholt sogar die Autos auf der Straße. Ich folge ihr mit Sicherheitsabstand und halte beide Bremsen fest umklammert. Sonne blendet meine Augen und der Schweiß verklebt meine Wimpern, sodass ich außer einem kurzen Aufschrei nichts mitbekomme. Als ich mir mit der Hand über die Augen wische, sehe ich Clara vor mir im Gras liegen. Das Klapprad neben ihr. Ich bekomme einen Herzinfarkt.

9:43 Uhr

Mir ist schlecht vor Aufregung. Clara lacht ihre Tränen weg, und ich weine wahrscheinlich heftiger als sie, obwohl mein Knie nicht komplett aufgeschürft ist. Inzwischen untersucht Clara das Klapprad. „Kette ist raus“, meldet sie. Der Hügel ist zwar fast wieder zu einer geraden Straße geworden, trotzdem ist der nächste Fahrradladen noch ein gutes Stück weg. „Weißt du, wie man das repariert?“ Ihre Finger sind mit Öl verschmiert. Ich würde wetten, dass sie es nicht weiß. „Ich fasse das lieber gar nicht erst an. Vielleicht sollten wir jemanden anrufen, der uns abholt. Wie sollst du so weiterfahren?“ Ich habe bereits mein Handy in der Hand, aber Clara schlägt es mir wortlos aus der Hand. „Hey!“, fahre ich sie an. „Du hast es nicht mal versucht!“, gibt sie trotzig zurück.“ „Ich kanns aber auch nicht!“ „Probier’s halt erst mal!“ Clara wirft mir das Fahrrad vor die Füße und ich bekomme die Kette irgendwie wieder rein. Triumph spüre ich nicht. Das war Zufall. „Du weißt gar nicht, wie mutig du“ – setzt Eichhörnchen an. „Halt den Mund“, gebe ich zurück.

11:09 Uhr

Clara kann einen unglaublichen Kopfsprung. Mir spritzt das Wasser ins Gesicht. Mein Handy zeigt: 28 Grad, gefühlt wie 32 °C. „Komm doch auch“, schreit Clara. Im T-Shirt steht sie in der Mitte des Badesees, der heu-

te wie ausgestorben ist. Durch die Hitze der letzten Wochen ist von einem Aalsterben die Rede. Seitdem geht keiner mehr rein.

„Da ist ein toter Fisch.“ Ich zeige mit dem Finger irgendwo neben sie.
„Ist doch egal. Der macht ja nix. Sei mal mutig.“ Ich hasse es, dass sie schon wieder damit anfängt. Ich hasse es, dass sie nicht versteht, wie weh mir das tut. Ich hasse es, dass ich Angst vor toten Fischen habe.
Eichhörnchen krault her, klettert aus dem Wasser und schüttelt sich wie ein nasser Hund.

„Dann springen wir zusammen rein.“ Sie packt meine Hand, zieht mich zum Ufer. Ich erspähe drei tote Fische und einen lebendigen.

„Man darf nicht plötzlich in kaltes Wasser springen, wenn die Außentemperatur so ho...“ – Ich hasse es, wenn Clara einfach entscheidet. Ich spucke ihr einen Wasserschwall ins Gesicht. Clara macht Wellen, dass die toten Fische mir nicht zu nah kommen. Ich warte darauf, dass mein Kreislauf kollabiert.

„Dir passiert nichts.“

Ich hasse es, wenn Clara meine Gedanken liest.

Die nächsten Stunden versucht sie, mir einen Kopfsprung beizubringen.

16:41 Uhr

Wir radeln zurück zur Stadt. Ich versuche Clara zu erklären, wieso es ungesund ist, mit nassen Klamotten herumzulaufen, aber sie hört nicht zu. Stattdessen googelt sie nach dem nächsten McDonalds und schubst mich vom E-Bike, als wir durch den Stadtpark fahren. Ich falle auf die Grünfläche und schubse zurück, dann liegen wir beide ein paar Minuten vollkommen fertig im Gras. Ich habe einen Sonnenbrand auf meinen Schultern. Hatte ich noch nie, Sonnenbrand ist gefährlich. Ich hasse gefährliche Sachen.

Clara und ich streiten uns um das E-Bike, und als ich fauche, dass sie es nicht bekommt, grinst sie selbstbewusst und sagt „Okay“ – Wie als hätte sie mich wunderbar therapiert und mich selbstbewusst gemacht. Dabei hab' ich einfach nur Angst, dass diesmal mir die Kette rausspringt und ich an der nächsten Kreuzung hinfliege.

Als wir Essen bestellen wollen, gehe ich diesmal freiwillig mit rein und wir lassen die Räder draußen angekettet stehen. Clara bestellt wieder viel zu viel, und als ich dem Mann am Tresen meine Bestellung sagen soll, bekomme ich kein Wort heraus und werde so rot, dass ich mit dem Hintergrund des McDonalds-Logos wetteifere. Clara lacht den Mann an und sagt: „Ihre Schönheit bringt sie ganz durcheinander.“ Ich renne panisch aus dem Laden und Clara bringt mir ein HappyMeal und Cola mit.

17:02 Uhr

Clara schleppt mich ins Hippie-Viertel der Stadt, wo sie, Zitat: „Abgefahrene Eissorten“ probieren will. Im Laden herrschen Temperaturen unter 10 °C, ich bestelle Erdbeereis, denn ich bestelle immer Erdbeereis. Clara schüttelt den Kopf. „Gibt’s hier nicht. Ich empfehle Orange-Keks oder Waldmeister-Schoki.“ Ich flüstere zu ihr rüber, dass ich sowas nicht esse. „Salmonellengefahr“. Clara bestellt Erdnussbuttereis und Matchaknusperkeks, sagt mir später, dass sie gegen Keks allergisch ist und drückt mir liebevoll den Becher in die Hand. Ich esse ohne Widerrede. Clara sagt nicht, dass ich mutig bin. Sie denkt wahrscheinlich, ich weiß es selber.

17:56 Uhr

Zuhause stellen wir die Räder in die Garage und gehen mit Frodo runter zu den Feldern, wo wir uns heute Morgen getroffen haben. Clara zieht mich eine Weile durch das Dickicht zwischen den Schrebergärten, dann stehen wir vor einem Platz mit meterhohen, aufgeschütteten Sandbergen.

„Ich komme oft her, wenn zu Hause die Welt untergeht. Von hier konnte ich dich sehen.“ Clara klettert den Berg hoch und ich stehe unschlüssig unten. Ich schätze mich unsportlich genug ein, um beim ersten Schritt rückwärts runterzupurzeln. Eichhörnchen klettert wieder runter und schiebt mich vor ihr her nach oben. Dabei wehen ihr gefühlt zehn Kilogramm Sand ins Gesicht, aber sie grinst nur und klopf mir auf die Schulter, als wir auf dem Berg stehen.

„Wie oft bist du hier?“ Ich sehe mich um. Man kann den ganzen Stadtrand beobachten. Eingeschlossen der Pools, in denen man mehr Menschen als Wasser erkennen kann.

„Zu oft.“

„Wird das nicht langweilig?“

„Doch.“

Clara setzt sich hin und ich bleibe stehen. Mein Herz schlägt ein bisschen zu schnell.

„Wieso machst du dann nichts anderes? Wieso bist du nicht bei den Poolpartys?“

Stille legt sich wie ein Filter über die Landschaft. Ich setze mich neben Eichhörnchen, die in die Ferne starrt.

„Schau, da ist Elefantengras. Deine Bank steht genau da, wo es anfängt.“

„Dieses monströse Gewächs heißt Elefantengras? Wieso? Weil Elefanten groß sind?“

„Ja.“ Clara starrt verzweifelt weiter. Das Elefantengras wiegt sich im Wind, das ganze Feld schaukelt im selben Rhythmus.

„Ist es nicht unfair, dass man Elefanten nur darauf reduziert, dass sie so groß sind? Und man immer denkt, Elefanten sind furchtlos und halten alles aus?“ Meine Gedanken rebellieren plötzlich. Das Elefantengras bringt mich ganz aus dem Konzept. „Wusstest du, dass Elefanten sich vor Bienen fürchten? Man denkt, dass ihre Haut furchtbar dick ist, und an manchen Stellen ist das auch so, aber sie kann auch so dünn wie Papier sein. Da reicht der Stich einer Biene, um unglaubliche Schmerzen auszulösen.“

Ich bin ganz emotional. „Weißt du, ich wäre auch manchmal gern so ein Elefant. Es ist mir dann auch fast egal, ob ich ein mutiger oder ein ängstlicher Elefant wäre, immerhin sähe man es mir nicht an. Jeder merkt, wie ängstlich ich bin. In der Schule denken alle, ich bin der größte Feigling, den es gibt. Und deshalb frage ich erst gar nicht nach einer Einladung für ihre Partys. Ich würde mich dort sowieso nicht blicken lassen, und dann wüssten sie, dass ich nicht mutig genug bin.“

„Heute warst du mutig.“ Clara lenkt ihren Blick in meine Richtung, aber auch sie ist ganz weit weg.

„Ja, das ist es eben. Ich WEISS, dass ich mutig bin. Ich bin ein Mensch mit so, so viel Angst in mir. Ich brauche Mut, um in die Schule zu gehen, um mit Leuten zu reden, damit ich Essen bestellen kann und nette Sachen zu jemandem sage, ich brauche Mut, um mit meinen Eltern zu reden und überhaupt zu existieren. Und am Ende des Tages habe ich meinen ganzen Mut schon verbraucht, und dann soll ich auch noch Ausflüge machen und sozial sein und die Kontrolle abgeben, und dann ist kein Mut mehr übrig. Ich kämpfe JEDEN TAG, damit meine Angst nicht gewinnt, aber sie sehen es nicht. Keiner sieht es, keiner sieht meinen Mut. Und wenn du heute sagst, dass ich mutig war, dann denke ich mir nur: Du sagst, ich bin mutig, aber du siehst meinen Mut nicht. Woher willst du wissen, dass ich mutig war? War ich mutig, weil ich das Rad repariert habe? NEIN, war ich nicht, denn ich hatte krasse Angst, dass ich es nur noch mehr kaputt mache. Es war auch nicht mutig von mir, mit dir unterwegs zu sein, denn ich hatte die ganze Zeit Angst und morgen werde ich es bereuen, mich so zum Affen gemacht zu haben.“ Ich starre zum Elefantengras, dann starre ich Clara an. Sie weint. Ich bekomme Angst.

Jetzt weinen wir beide.

„Sag was“, bettelt ich. Wenn Clara nichts sagt, dann bekomme ich noch mehr Angst. Denn sie sagt immer was.

„Wieso denkst du nur, dass Mut und Angst einander ausschließen? Wieso denkst du, man steht morgens auf und dann hat man entweder automatisch Mut oder Angst, und dann lebt man seinen Tag einfach mutig oder ängstlich? Wieso wertest du dich selbst so ab, nur weil dir die Gesellschaft sagt, dass du nicht mutig genug bist? Mut ist 'ne persönliche Sache, du bestimmst doch was du mutig findest, und du bist immer dann mutig, wenn du Angst überwindest. Du warst den ganzen Tag mutig, weil – du hattest Angst, und du hast es trotzdem gemacht! NIEMAND MUSS DEINEN MUT SEHEN, ES GEHT NICHT

DARUM, DASS DU GELOBT WIRST, WEIL DU MUTIG BIST: DU MUSST DEINEN MUT SELBER ERKENNEN. Und du musst ihn messen mit deiner Angst und ich sag's dir: Die Leute mit dem meisten Mut sind die mit der meisten Angst!“

Wir schluchzen und ich halte mich an Claras Arm fest, als wäre sie ein Rettungsboot.

Ich würde ihr das gerne glauben, aber es ergibt keinen Sinn, dass sie ängstlich wäre. Sie ist der mutigste Mensch, den ich kenne.

„Du hast Mut“, antworte ich wahrheitsgemäß.

„... und ich habe Angst. Ich habe eine verdamnte Angst, ich trage einen Schatten mit mir dorthin, wo ich hingeh. Ich habe Angst vor Partys und vor Streit, und ich habe Angst vor meiner Familie und deswegen renne ich morgens für den Rest des Tages weg, damit ich den Hass nicht ertragen muss, und ich habe Angst vor der Schule, und ich habe Angst, dass alle meine Zähne hassen, und ich habe Angst vor Erdnussbuttereis und vor Wasser.“

„Du kannst einen perfekten Kopfsprung“, sage ich fest.

„Ja, weil jeder irgendwann einen perfekten Kopfsprung kann, wenn er es 10-mal, 100-mal, 1000-mal macht. Mut braucht eine verdamnt lange Zeit – und bis der Mut größer ist, als die Angst – da muss man tausende Bauchklatscher machen. Aber irgendwann, irgendwann, da hast du den Kopfsprung. Und dann war es die ganze Arbeit wert, weil dann kannst du auf Hügel klettern und das Eis essen, das du magst, und du kannst einen perfekten Kopfsprung.“

21:15 Uhr

Die Sonne geht glutrot unter, unsere Sachen sind im Abendwind getrocknet, das Elefantengras in der Ferne raschelt so laut, dass man es bis hier hören kann. Die Gräser wiegen miteinander nach rechts und links, und Clara und ich wiegen mit ihnen, während wir auf dem Berg sitzen.

Clara hat die Augen geschlossen und sie lehnt an meiner Seite.

„Das darfst du nie vergessen“, flüstert sie. Ich weiß nicht genau, was ich nicht vergessen darf. Dass ich mutig bin? Dass Mut subjektiv ist? Dass Angst und Mut zusammengehören?

„Wenn du denkst, dass deine Angst zu stark ist, dann gehst du genau dahin, wo wir heute Morgen saßen. Und wenn du deinen Mut nicht findest, dann denkst du an Elefanten und an“ –

Wir schauen uns aus feuchten Augen an. Meine Mundwinkel zucken:
„Ich denke dann, an **Elefantengras**.“

Helena Lindner, 41 Jahre

Nur ein Anruf

In unserer Wohnküche ist einiges los. Ich liege noch im Bett, fühle mich leicht gerädert. Heute Nacht habe ich Lärm gehört. Aus der Nachbarswohnung. Was da wohl wieder los war? Oder habe ich es geträumt? Ich befreie mich von der Decke, richte mich im Bett auf. Ein tiefes Gähnen, ein kurzes Recken und ich stehe auf.

In der Wohnküche bereitet meine Mutter das Frühstück vor. „Guten Morgen, Tiaga. Wir haben Besuch. Carla ist da.“ Carla ist die 7-jährige Nachbarstochter, die öfters zum Spielen mit meiner Schwester Laura vorbeikommt. „Guten Morgen,“ rufe ich in den Raum hinein, werde jedoch nur von meiner Mutter beachtet. Ich gehe zum Kühlschrank, um meine Hafermilch herauszunehmen. Ein plötzlicher Schrei. Meine Mutter und ich sehen uns erschrocken an. Schneller als ich denken kann, läuft meine Mutter zu Laura und Carla. Ich folge ihr und fühle mich nicht mehr ganz so verschlafen. Während meine Mutter mit den beiden spricht, sehe ich den Grund: Eine Barbiepuppe mit abgerissenem Kopf. Wie kann das sein? Wer von den beiden hat nur so viel Kraft? Mein Blick schweift weiter. Carla wendet sich von meiner Mutter und Laura ab, dreht sich zum Fenster und schaut apathisch hinaus. Komisch. Hat sie den Kopf der Barbie abgerissen? Meine Mutter versucht weiter zu beschwichtigen. „Lasst uns frühstücken. So können wir uns alle ein wenig beruhigen,“ schlägt sie schließlich vor. Während meine Mutter und Laura zum Esstisch gehen, bleibt Carla bewegungslos vor dem Fenster sitzen. Bevor auch ich zum Esstisch gehe, dreht Carla ihren Kopf zu mir und unsere Blicke treffen sich für einen Augenblick.

Schreie. Lärm. Etwas poltert. Ich wache auf. Es ist nachts. Nein, es ist kein Traum. Es passiert wirklich. Nur was? Ich stehe leise aus dem Bett

auf, stelle mich in den Türrahmen meines Zimmers und horche. Es poltert weiter. Schreie. Ist es unsere Nachbarin, die schreit? Ich glaube ja. Nun ein männlicher Schrei. Ich glaube, sie streiten sich. Es poltert weiter. Ich horche weiter. Dann verstummen die Schreie. Ich bleibe stehen und warte, bevor ich mit einem komischen Gefühl wieder ins Bett gehe.

Am nächsten Morgen konfrontiere ich meine Mutter mit dem Lärm aus der Nachbarswohnung. „Hast Du auch heute Nacht Schreie aus der Wohnung der Nachbarn gehört?“ „Nein, Du weißt doch, ich habe einen tiefen Schlaf,“ erwidert meine Mutter. „Aber nicht, wenn wir was haben....“ „Das ist doch klar, Tiaga. Ihr seid meine Kinder. Ich bin Eure Mutter. Natürlich werde ich schneller wach, wenn eine von euch schreit.“ „Aber es war so laut...“ „Vielleicht hast Du einfach nur schlecht geschlafen und bist daher leicht wach geworden. Denk nicht so viel. Als ich in Deinem Alter war, hatte ich auch eine blühende Fantasie gehabt und mir Sachen ausgemalt, die es so gar nicht gab.“ Meine Mutter umarmt mich und lässt mich mit diesen Worten in der Küche stehen.

Auf dem Nachhauseweg von der Schule sehe ich Carla alleine auf dem Spielplatz. Sie sitzt auf der Schaukel. Das ist doch die Gelegenheit, sie zu fragen, was los ist! Ich gehe zur ihr und setze mich auf die freie Schaukel neben ihr. „Hi Carla. Wie geht es Dir?“ Carla schaut geradeaus. Auch nach einer gefühlten Ewigkeit bleibt sie weiterhin stumm. „Ich hatte heute einen langweiligen Schultag,“ versuche ich ein Gespräch in Gang zu setzen. „Heute Nachmittag gehe ich zum Cheerleading. Ich freue mich schon drauf. Was machst Du eigentlich nach der Schule? Gehst Du schon in Vereine?“ Keine Antwort. Ich fange leicht zu schaukeln an, bewege Oberkörper und Beine vor und zurück, den Blick zur strahlenden Sonne gerichtet. Als ich die Schaukel anhalte und aufstehe, verabschiede ich mich von Carla. Bevor ich mich umdrehe, bewegt sie ihren Kopf in meine Richtung. Sie blickt mich an.

Wortlos. Ohne eine Miene zu verziehen, kullert eine kleine Träne aus ihrem Auge. Doch sie bleibt weiter stumm.

Im Treppenhaus angekommen begegne ich Carlas Vater. Er hat einen Verband um seine linke Hand. Ich grüße ihn. Er hält den Blick gesenkt und grüßt mich leise. Ich gehe weiter. Irgendetwas stimmt da nicht. Als ich dann unsere Wohnungstür öffne, gehe ich direkt ins Wohnzimmer, wo meine Mutter sitzt und liest. „Hi Mama. Ich muss mit dir sprechen“ „Hi Tiaga. Klar setz dich doch zu mir.“ „In der Schule hatten wir doch einen Exkurs zu häuslicher Gewalt gehabt. Carla verhält sich komisch. Eben habe ich ihren Vater getroffen. Er hat einen Verband um die Hand. Und dann der Lärm nachts. Irgendetwas stimmt da doch nicht!“ Meine Mutter hört mir aufmerksam zu und seufzt. „Es ist total wichtig, dass ihr in der Schule das Thema besprochen habt. Du musst nur aufpassen, dass du nicht hinter jeder Kleinigkeit häusliche Gewalt siehst. Ich habe heute morgen Claras Mutter im Fahrstuhl getroffen. Sie sieht nicht danach aus, dass sie misshandelt wird. Sie ist lediglich deprimiert, weil sie Probleme auf der Arbeit hat, die sie belasten. Wir haben uns kurz unterhalten. Es ist also alles gut.“ Meine Mutter schaut mich an. Das passt doch nicht. Oder fantasiere ich mehr hinein, als es in Wirklichkeit ist?

Schreie. Weibliche Schreie. Eine männliche Stimme. Ich schrecke aus dem Bett hoch. Es poltert. Das ist doch keine Einbildung! Ich nehme mein Handy zur Hand. ChatGPT. Vielleicht weiß es eine Antwort. Polizei rufen. Ist das nicht übertrieben? Was, wenn ich mich irre? Oder bei den Nachbarn klingeln. Ich traue mich nicht. Ich laufe zu meinen Eltern und wecke meine Mutter. Mein Vater dreht sich verschlafen auf die andere Seite. Meine Mutter verlässt mit mir das Schlafzimmer. „Hör Dir das an. Was ist das?“ Meine Mutter hört die Schreie, die wieder einsetzen. Sie zieht sich leise ihren Morgenmantel über und verlässt mit mir zusammen die Wohnung. An der Tür der Nachbarn klingeln wir. Es wird ruhiger. Das Poltern hört auf. Stimmen? Es dauert. Meine Mutter drückt erneut die Klingel. Die Tür öffnet sich einen

Spalt. Die Nachbarin blickt durch den Türspalt. „Hi,“ sagt sie. „Hi,“ antwortet meine Mutter. „Wir haben Lärm gehört und uns Sorgen gemacht. Ist bei Euch alles in Ordnung.“ „Ja, klar. Wir räumen die Wohnung um, haben laut diskutiert. Alles in Ordnung. Tut uns leid, dass wir so laut waren.“ „Alles klar. Wenn was ist und wir helfen können, komm gerne vorbei,“ verabschiedet sich meine Mutter. Meine Mutter und ich gehen wieder zurück. „Sie hat keine blauen Flecken im Gesicht, keine Schrammen. Siehst Du. Es ist alles in Ordnung,“ flüstert mir meine Mutter an unserer Wohnungstür zu. Doch ich fühle mich nicht beruhigt. Wer räumt nachts in der Wohnung Möbel hin und her?

In der verbleibenden Nacht war es dann ruhig, so dass ich nicht ganz so müde auf dem Weg zur Schule bin. Da ist doch Carla wieder auf der Schaukel! Was macht sie um diese Zeit dort? Sie sollte doch auch zur Schule gehen? Ich gehe zu Carla hin und begrüße sie. Sie schaut weg und fängt zu schaukeln an. Ich stehe vor der Schaukel und beobachte sie. Als sie langsamer wird, sehe ich Tränen ihre Wangen herunterkullern. Was hat sie? Warum weint sie? Warum spricht sie nicht? Sie kam mir bisher wie ein normales Mädchen vor. Das Gefühl, dass etwas nicht stimmt, lässt mich nicht los.

Nach einigen ruhigen Nächten fängt der nächtliche Lärm wieder an. Diesmal sitze ich mit dem Handy in der Hand im Bett. Ich google und finde eine telefonische Beratung für häusliche Gewalt. Ich komme mir irgendwie dumm vor, rufe dort trotzdem an und schildere meine Beobachtungen. Die Frau am Telefon ist sehr nett, hört mir zu. Sie hält die Situation auch für sehr schwierig. Ich soll weiterhin mit der Tochter versuchen in Kontakt zu treten und notfalls die Polizei rufen. Nach dem Telefonat versuche ich zu schlafen. Meine Gedanken kreisen. Kurz bevor ich in den Schlaf falle, wache ich auf. Irgendwas ist zu Bruch gegangen. Schreie. Fürchterliche Schreie. Von einer Frau, einem Mann. Ich habe jetzt Angst und rufe sofort die Polizei an. Ich hoffe, ich mache nichts falsch. Die Polizei wird kommen. Nachdem ich aufgelegt

habe, wird es wieder lauter. Ich bin unruhig, schaue aus dem Fenster. Ich kann nicht zu meinen Eltern gehen. Die Tür geht auf. Meine kleine Schwester Laura steht verschlafen im Türrahmen. „Was ist los?“ fragt sie mich. „Es ist so laut.“ „Ich weiß es nicht,“ versuche ich trotzdem beruhigend zu klingen. Wir setzen uns auf mein Bett und reden etwas. Es wird ruhiger. Ich glaube, die Polizei ist da. Laura und ich gehen leise zur Tür, öffnen sie einen Spalt. Ein Polizist und eine Polizistin stehen vor der Tür. Sprechen. Ob sie nur sprechen und wieder gehen? Nein, sie gehen nun rein. Lange passiert nichts. Laura geht wieder in ihr Bett und ich in meins. Ich liege wach und schaue zum Fenster. Ein Leuchten. Ich stehe auf. Ein Krankenwagen. Ich habe ein schlechtes Gefühl, traue mich nicht zur Tür zu gehen. Wenn ein Vorfall vorliegt, würde ich mit einem Erziehungsberechtigten vorgeladen werden. Es sei nicht schlimm. Ich müsste meine Beobachtung lediglich schildern. Oh je. Nach einer Zeit fährt der Krankenwagen wieder weg. Carla und ihr Vater gehen zusammen mit den beiden Polizisten aus dem Haus. Sie haben eine Tasche gepackt. Warum geht Carla mit ihrem Vater mit? Der Vater bleibt stehen, dreht sich zu Carla und nimmt sie auf den Arm. Da sehe ich, dass er rote Kratzer im Gesicht und ein anschwellendes Auge hat. Mir rutscht das Herz in die Hose. Die beiden sehen so traurig aus. Ich beobachte die Situation weiter, beobachte, wie sie zu ihrem Auto gehen. Auch aus meinem Auge kullert nun eine Träne die Wange hinunter und mein Herz fühlt sich plötzlich so schwer an.

Die Tage vergehen. Die Situation bleibt in meinem Gedächtnis haften. Meine Eltern erfahren erst von dem Vorfall, als wir die schriftliche Vorladung erhalten. Da erst erzähle ich mit schwerem Herzen, was ich in der Nacht beobachtet habe. Am Tag der Aussage bei der Polizei bin ich nervös. Auch meine Eltern scheinen Sorgen zu haben. Meine Mutter hat ihren Arm gefühlt die gesamte Zeit um meine Schulter gelegt. Die Polizisten sind nett. Trotzdem fällt mir die Aussage schwer. Es ist doch was passiert. Ich habe mich nicht geirrt. Man lobt mich für meinen Mut, meine Zivilcourage, wie es heißt. Es ist Strafanzeige we-

gen häuslicher Gewalt, Körperverletzung gestellt worden. Die Begriffe kann ich nicht mehr so widergeben. Es fühlt sich komisch an.

Weitere Tage vergehen. Die Situation rückt langsam mehr aus dem Bewusstsein. Auf dem Nachhauseweg sehe ich Clara wieder auf der Schaukel sitzen. Erst möchte ich nicht zu ihr hingehen, tue es trotzdem. Vorsichtig setze ich mich auf die zweite Schaukel und sage „Hi.“ Auch diesmal antwortet Clara nicht und schaukelt weiter, als würde ich nicht existieren. Ich akzeptiere ihr Schweigen. Ich schweige auch. Was ist alles hinter verschlossener Tür passiert? Ist sie auch verletzt worden? Oder war sie – mit Betonung auf nur – Zuschauerin? Die Vorstellung in meinem Kopf was-alles-passiert-sein-könnte bereitet mir Unbehagen. In meiner Familie ist alles irgendwie entspannt. Wir streiten uns mal. Aber mehr nicht. Ich werde aus meinen Gedanken gerissen, als Claras Vater den Spielplatz betritt. „Clara, meine Liebe. Lass uns gehen,“ sagt er liebevoll zu seiner Tochter. Ich schaue auf. Er hat Kratzer im Gesicht. Sein linkes Auge ist blau geschwollen. Seine linke Hand ist noch mit einem Verband verbunden. Clara hält die Schaukel an. Er nimmt sie von der Schaukel in seinen Arm und hebt sie hoch. Ich bin gerührt von diesem liebevollen Umgang. Diese Situation ist herzergreifend. Kein Netflix Liebesfilm konnte bisher ein solches Gefühl in mir auslösen. Nein, diese Situation ist echt. Der Vater schaut mich mit gesenktem Blick an. Seine Lippen bilden ein leises „Danke“. Er dreht sich um und geht. Clara sitzt auf seinem gesunden Arm und beobachtet mich. Sie schaut mich direkt an, während sie den Spielplatz gemeinsam verlassen. Ihr Mund verzieht sich zu einem leichten Lächeln. Bevor sie aus meinem Blickwinkel verschwindet, lächelt sie etwas mehr und ihre Hände bilden ein Herz.

Später sitze ich auf dem Fensterbrett in meinem Zimmer und schaue hinaus. Ich habe mein Tagebuch vor mir liegen. Mein Herz ist nicht mehr schwer. Ganz im Gegenteil. Es fühlt sich leicht an. Leicht beschwipst. Es ist ein schöneres Gefühl, als verliebt in meinen besten

Kumpel zu sein. Oder nein – anders. Es fühlt sich frei an. Bedeutsam. Ich schlage mein Tagebuch auf und schreibe:

“Clara zieht nun mit ihrem Vater weg. Die Mutter will wohl auch ausziehen, sich vorher in Behandlung geben. Meine Mutter hat gehört, dass sie schon einmal eine gewalttätige Phase hatte. Vor Clara. Man dachte, es sei vorbei.“

Ich unterbreche das Schreiben, schaue in den Himmel. Nachdenklich. Dann setze ich mein Tagebuch-Schreiben fort:

“Manchmal fühle ich mich bedeutungslos. Doch dann gibt es diese eine Situation. Und es gibt diese eine Tat. Eine Tat, die dieses Gefühl komplett verändert. Eine Tat, die sich für mich wie eine verrückte Tat anfühlt. Für andere ist es vielleicht nur eine Kleinigkeit. Hey, es war doch nur ein Anruf?? Ich aber hatte einen solchen Bammel, bei der Polizei anzurufen.

Nun fühle ich mich gut. Mein Anruf hat einen Stein ins Rollen gebracht und damit die Welt eines Menschen und irgendwie auch meine verändert.“

Lisa Mayerhofer, 14 Jahre

Hinter der Mauer des Schweigens

Ich rannte so schnell ich kann. Ich rannte schon wieder weg. Ich rannte um mein Leben. Ich rannte angetrieben von der Angst. Von der Angst vor allem. Angst vor dem Schmerz. Angst vor der Dunkelheit. Aber hauptsächlich rannte ich wegen der Angst vor Ihnen. Vor denjenigen, die sich an eben dieser Angst erfreuen. Die sich gegenseitig bestärken und dessen widerwärtiges Lachen mich bis in den Schlaf verfolgt. In der Schule raten sie in solchen Fällen immer: „Suche nach Hilfe! Rede mit Vertrauten! Hab keine Angst! Sei MUTIG!“ Aber das sagt sich so leicht. Diese Psychologen haben doch keine Ahnung. Sie haben es noch nie gefühlt. Die kalte Panik, die einen verfolgt. Die einen noch stärker antreibt. Die unheimliche Stille, durchbrochen von dem schweren Atem, dem rasenden Puls und der laut knallenden Schritte der Verfolger. Und dann die Erkenntnis, dass du nicht schnell genug rennst. Dass die Schnelligkeit nicht reicht. Dass sie nie reichen wird. Dass sie dich einholen werden, wie sie dich immer einholen. Dass sie, wie immer, keine Gnade richten lassen. Der Punkt, an dem du weißt, dass du wieder mal zusammengeschlagen wirst.

Dass du wieder diese harten Schläge der Knüppel spüren wirst. Immer wieder und wieder. Der Punkt an dem eine kalte, kraftvolle und gnadenlose Hand dich an der Schulter packt und auf den Boden zerrt. Die Augenblicke, an denen du versuchst dich zu verteidigen. Dich zu wehren, zu entkommen. Alles erfolglos. Du erfährst herzlose Gewalt. Und sie hören nicht auf, selbst wenn du am Boden liegst, dich vor Schmerz windest, um Gnade bittest. Eben diese Situationen haben die Psychologen, Lehrer, etc. noch nie erlebt. Sie haben noch nie am eigenen Leib erfahren, was es bedeutet Lebensangst zu haben. Was es bedeutet richtigen Schmerz zu erfahren. Was es bedeutet mutlos zu sein. Und was es bedeutet immer von diesen Gedanken verfolgt zu werden, immer damit

rechnen zu müssen, dass man das nächste Opfer ist. Dass man, sobald sie entschieden haben, dass man schwach genug ist, verprügelt zu werden, verloren hat.

Es war ein später Nachmittag, und die Straßen waren fast leer. Der Regen hatte vor ein paar Stunden aufgehört, und der Asphalt glänzte im schwachen Licht der Straßenlaternen. Ich war auf dem Weg nach Hause, als ich das bekannte Gefühl wieder spürte – diese eisige Präsenz hinter mir. Die Schritte. Lautlos, aber doch unüberhörbar. Es war wie ein Schatten, der mich immer verfolgte, egal wie schnell ich ging, egal wie sehr ich versuchte, ihn abzuschütteln.

Ich blieb kurz stehen, drehte mich um und erblickte sie. Marco und seine beiden Kumpel standen am Ende der Straße. Sie schienen auf mich gewartet zu haben, als hätten sie mich genau beobachtet. Mein Herz begann schneller zu schlagen, als mir die schreckliche Gewissheit bewusst wurde: Es würde wieder geschehen. Sie würden mich wieder kriegen. Ich beschleunigte meine Schritte, doch sie setzten sich ebenfalls in Bewegung. Ohne Eile, aber mit einer beängstigenden Entschlossenheit bewegten sie sich auf mich zu. Ihr Lachen hallte durch die verlassene Straße und ich spürte, wie die Panik in mir hochstieg. Die kalte Angst, die mich immer wieder heimsuchte. „Warum können sie mich nicht einfach in Ruhe lassen?“, dachte ich verzweifelt, „Warum immer ich?“ Plötzlich hörte ich scharfe, energische Worte von Marco, die mich zurückhielten: „Wo willst du denn hin? Warum so eilig? Du weißt doch, dass du uns nicht entkommen kannst, Süße.“ Ich wollte schreien, wollte weglaufen, doch meine Füße fühlten sich wie festgefroren an. „Schau uns doch mal an“, sagte Marco, als er langsam auf mich zukam, „du bist doch nichts. Wir können tun, was wir wollen. Du bist schwach. Wann verstehst du das endlich?“ Er packte mich an den Armen, zerrte mich ruckartig in seine Nähe. Meine Gedanken schossen wild durcheinander. Ich versuchte mich loszureißen, doch sie waren zu stark. Ihr Gelächter und ihr Hohn machte mich wütend und mutlos zugleich. Ich sah, wie Marco in aller Ruhe seinen Knüppel heraus-

holte, während seine Kumpanen mich festhielten. Zappelnd und mit zusammengekniffenen Augen hing ich in ihren Armen und wartete auf den Schlag. „Haha seht ihr: Jetzt hat sie schon Angst. Wie süß!“, spottete einer von ihnen. Und er hatte Recht. Mir stand der Schweiß schon auf der Stirn und meine Knie fühlten sich an, als wären sie Wackelpudding. Als dann der erste Schlag kam, konnte ich mich kaum noch halten. Schmerz durchzuckte mich wie ein Stromschlag, der durch den ganzen Körper gejagt wurde. Der zweite, noch viel energischere Schlag zwang mich bereits in die Knie. Diesen beiden folgten noch viel mehr unbarmherzige, harte und vor allem sehr schmerzhaft Schläge. Sie hörten erst auf, als ich nach einer gefühlten Ewigkeit nur noch Blut spuckend am Boden kauerte und um Gnade wimmerte und ein Passant, der zufällig vorbeigekommen war damit gedroht hatte, die Polizei zu rufen. Er fragte mich, ob alles okay sei und ich antwortete ihm, dass es mir gut ginge. Doch in Wirklichkeit bekam ich von den ganzen Verletzungen kaum Luft. Es fühlte sich an als hätte man mir jeden einzelnen Knochen gebrochen. Da ließen sie endlich von mir ab. „Tja dann sehen wir uns wohl bald wieder. Wir freuen uns schon. Einen schönen Abend wünschen wir dir, Kleine“, zischte Marco. Und mit diesen Worten verschwanden sie. Zitternd stand ich auf.

Etwas warmes rann meine Stirn hinunter. Doch es war mir egal, dass ich blutete. Ich fühlte mich so nutzlos und hoffnungslos. Der Passant wollte mir helfen, er bot mir an die Polizei zu rufen, doch ich wies ihn ab und stolperte in Richtung Zuhause. Daheim angekommen, sperrte ich die Haustüre auf und schlich mich in Richtung meines Zimmers. Im Wohnzimmer brannte noch Licht und ich hörte leise Stimmen aus dem Fernsehen. Eine Diele knarzte verräterisch. Ich hielt inne und hielt die Luft an. Doch scheinbar haben sie mich nicht gehört. So huschte ich weiter in mein Zimmer. Erschöpft lies ich mich auf das Bett fallen. Mein Herz pochte und der Schmerz, der zuvor vom Adrenalin verdrängt wurde kam mit voller Wucht. Mir wurde schwarz vor Augen, so weh tat es. Ich hatte keine Kraft mehr mich ausziehen und zu waschen. So schmiss ich mir ein paar Schmerztabletten ein und döste weg.

In den Tagen, die folgten, dachte ich oft an den Moment der Entscheidung, als ich nicht länger einfach rennen konnte. Aber je mehr ich nachdachte, desto klarer wurde mir, dass ich mich nicht wirklich verändert hatte. Es war nur ein flüchtiger Augenblick, ein Moment, in dem ich mich der Angst entzogen hatte. Die Verfolger waren immer noch da, lauernd, immer bereit, die Jagd wieder aufzunehmen.

Es war in der Schule, der Ort, an dem niemand hinsah, der Ort, an dem ich am meisten Angst hatte. Und doch, es war dort, an diesem grauen Ort, dass ich in einen neuen inneren Konflikt stürzte. Ich wusste, dass ich nicht entkommen konnte. Nicht auf diese Weise. Nicht durch das Laufen, das Verstecken, das Schweigen. Ich fühlte mich gefangen in einem immerwährenden Kreis aus Schmerz und Furcht, der sich immer wieder von vorn begann.

Doch diesmal war es anders. Es war der Moment, in dem ich merkte, wie nah mir der Gedanke an den Tod gekommen war. Die Vorstellung, einfach alles hinter mir zu lassen, erschien plötzlich sehr verlockend. Der Tod – so nah, so greifbar – schien der einzige Ausweg. Ich hatte mich oft gefragt, ob es nicht leichter wäre, einfach aufzugeben, alles zu lassen und der Dunkelheit in mir Raum zu geben. „Vielleicht ist das die Erlösung“, dachte ich. „Vielleicht ist das der einzige Weg, Frieden zu finden.“ Aber dann sah ich es wieder vor mir, das Bild von damals – meinem Vater, der mich immer an die Bedeutung von Mut erinnerte. Die Worte, die mich immer begleitet hatten: „Mut ist nicht das Fehlen von Angst. Mut bedeutet, trotz der Angst zu handeln.“

Ich schloss die Augen, als ich durch die Flure ging, um mich ein letztes Mal zu verstecken, aber dann spürte ich etwas in mir, das mich aufhielt. Eine leise Stimme, die nicht nur von meinem Vater stammte, sondern auch von einem tiefen inneren Teil von mir, der es nicht zulassen wollte, dass ich mich aufgab.

„Der Tod ist nicht die Erlösung“, flüsterte ich, fast wie ein Gebet zu mir selbst. „Erlösung liegt im Leben. Es liegt in den Momenten, in denen du dich dem Schmerz stellst, aber weitergehst. Es liegt im Überstehen. Und vor allem in der Veränderung.“ Doch der Weg zur Erlösung war

nicht einfach. Wieder und wieder kam es zu Momenten, in denen ich dachte, die Dunkelheit würde mich endgültig verschlingen. Einmal, als ich allein in der Stadt war, griffen sie mich wieder an.

Diesmal nicht mit Knüppeln, sondern mit Worten. Hasserfüllte Worte, die tiefer stachen als jeder physische Schlag. „Du bist nichts. Du bist schwach. Du bist der Grund für deinen eigenen Schmerz.“ Ich fühlte mich wieder so klein, so hilflos. Aber dann dachte ich an den Moment, als ich zum ersten Mal stehen geblieben war. An die Entscheidung, mich nicht länger von der Angst kontrollieren zu lassen.

„Ich werde nicht wieder fliehen“, sagte ich leise zu mir selbst, während die Worte um mich herum jagten. „Ich werde standhalten.“ Und so kämpfte ich, nicht mit Fäusten, sondern mit der Entschlossenheit, nicht zu zerbrechen. In diesem Moment verstand ich, dass der wahre Kampf nicht gegen sie war, sondern gegen mich selbst. Die Erlösung, die ich suchte, lag nicht im Verstecken vor der Angst, sondern im Erkennen, dass ich mehr war als meine Ängste und meine Vergangenheit. Der Weg zur Erlösung war lang und schmerzhaft, aber er begann in mir. Jeder Moment, in dem ich widerstand, brachte mich dem näher, was ich wirklich suchte: das Leben, das ich selbst in die Hand nehmen konnte.

Und so trat ich weiter in die Dunkelheit, diesmal nicht als Opfer, sondern als jemand, der die Möglichkeit hatte, sich zu verändern – jemand, der sich nicht mehr von der Angst bestimmen ließ. Es war ein langer Weg, aber ich wusste, dass ich ihn gehen konnte.

...

Ich stolperte, fiel zu Boden, doch es war keine Zeit, um mich zu sammeln. Der Schmerz durchzuckte meinen Körper, doch ich musste weiterlaufen, rannte weiter, obwohl meine Beine schwer wie Blei wurden. Ich hörte sie näher kommen, die Schritte hinter mir, unaufhaltsam, bestimmt. Wie eine Dunkelheit, die mich einholte und nie wieder losließ. Meine Sicht verschwamm, das Bild der Welt um mich herum verzerrte sich in einem grauvollen Rausch.

„Komm schon, wir wissen, dass du nicht entkommst“, rief eine Stimme aus der Dunkelheit, voll von Häme und Überlegenheit.

Und in diesem Moment, als ich dachte, dass alles verloren war, kam ein seltsames Gefühl in mir auf. Eine Erinnerung, die sich tief in meinem Inneren verbarg – ein Moment, als ich noch als Kind in einem Wald stand, umgeben von Bäumen, in denen das Sonnenlicht durchbrach. Ich hatte mich nie so glücklich gefühlt, nie so mutig wie damals. Ich erinnerte mich an meinen Vater, der mir einmal sagte: „Mut ist nicht das Fehlen von Angst. Mut bedeutet, trotz der Angst zu handeln.“ Seine Worte hallten in meinem Kopf wider, als ob sie mich aufweckten, als ob sie mir einen klaren Moment der Klarheit gaben. Ich hielt an. Die Welt drehte sich weiter, doch ich stand plötzlich still. Die Jagd um mich herum verlangsamte sich für einen Bruchteil einer Sekunde. Ich war zwar gejagt, aber nicht mehr hilflos. „Komm schon, du Feigling! Was willst du tun?“, brüllte einer von ihnen, während seine Schritte näher kamen.

In einer Bewegung, die ich nicht einmal bewusst geplant hatte, drehte ich mich um. Die Angst kochte noch in mir, doch sie war nicht länger das einzige, was mich steuerte. Mein Herz raste, aber ich stand jetzt fest. Ich fühlte, wie sich eine neue Art von Entschlossenheit in mir aufbaute, die sich wie ein unaufhaltbarer Strom anfühlte. „Genug“, flüsterte ich, nicht nur zu ihnen, sondern auch zu mir selbst.

Und dann trat ich zu ihnen, nicht als der, der wegrennt, sondern als der, der sich stellt. Es war kein mutiger Angriff, es war kein verzweifelter Versuch, alles zu besiegen. Es war einfach der Moment, an dem ich mich weigerte, weiter nur Opfer zu sein.

Plötzlich stand alles still. Nichts bewegte sich mehr. Doch meine Gedanken rasten. Der Boden unter meinen Füßen schien sich aufzulösen, und ich war gefangen in dem Moment, diesem stillen, quälenden Moment. Ich wartete auf den Schlag, der mir all diese nie endende Angst nehmen würde, der mich befreien würde. In meinem Kopf kämpften zwei Seiten gegeneinander. Sollte ich nicht doch weglaufen und so weitemachen wie zuvor? Und dann immer Angst haben, wenn ich außer

Haus gehe? Immer mit Verfolgern zu rechnen? Nein! Ich sollte mich stellen! So wie ich es mir vorgenommen hatte. Denn sonst würde es nie aufhören. Es würde immer so weitergehen. Und auf einmal hatte ich kaum mehr Angst. Ich war mutig genug mich zu stellen. Ich hatte ausreichend Willenskraft. Es sollte nicht umsonst gewesen sein, die Mühe aufgewandt zu haben aus diesem Teufelskreis zu entkommen. Es sollte nicht umsonst gewesen sein, stundenlang über einen Ausweg gegrübelt zu haben. Es WAR nicht umsonst!

Doch als die Hand mich schließlich erreichte, als der Schlag mich mit voller Wucht am Hinterkopf traf, war es anders als ich erwartet habe. Ich spürte den Schmerz, das brennende Gefühl, das durch meinen Körper schoss, aber er war nicht dasselbe wie die Male zuvor. Ich ging nicht zu Boden, weil ich, wie die Male zuvor, den psychischen Druck nicht ertragen konnte, es war viel mehr der Anfang von etwas, von einer Erlösung und von einem Ende zugleich, was ich nie erwartet hatte. Ich merkte nur noch am Rande wie ich auf dem Boden aufschlug, denn ich glitt in eine andere Welt. Eine Welt in der alles und nichts war. Eine Welt, die ich nicht kannte, eine Stille, die tief und allumfassend war. Kein Schmerz. Keine Angst. Kein Hass. Nur Leere. Und in dieser Leere fühlte ich mich endlich nicht mehr als Opfer. Ich war nicht mehr das, was sie in mir sahen. Hier gab es keine Verfolger. Kein Lachen. Kein Spott. Nur Frieden.

Ich wusste, dass der Tod nicht das Ende war. Ich wusste, dass es mehr gab, als nur diese Welt, die mich so lange gequält hatte. Und in diesem Moment verstand ich, dass der wahre Mut nicht darin lag sich dem Schmerz zu stellen, sondern in dem Moment, wo ich die Angst losließ, mich dem Unbekannten hingab.

Ich war nicht tot. Ich war befreit. Und auf dieser anderen Seite, in dieser neuen Welt, gab es keine Angst mehr, nur eine unendliche Möglichkeit der Erlösung.

Eline Menke, 68 Jahre

In diesem endlosen Sommer

lerne ich das Fliegen,
als sich ein Sperber nähert,
sich niederlässt am Grund meines Vertrauens.

Manchmal geht die Luft auf Tuchfühlung
wie eine Daune.
Nichts sticht mehr ins Gesicht.

Ich möchte meinen Rücken
auf der Wiese federn, Tau aufnehmen,
bis mir ein Schnabel wächst.

Marlene Prechtel, 13 Jahre

2050

Mein schwarzer Mantel wehte hinter mir her, als ich durch die grauen Straßen Berlins lief. Sie waren dunkel, die Straßen. Dunkel nicht nur, weil es bereits dämmerte, nein. Dunkel auch, weil kaum eine Spur von Farbe zu sehen war, wohin man auch sah. Das einst bunte, rebellische Wandgraffiti war ausgewaschen oder über die Jahre mit Schwarz übersprüht worden. Eine Widerspiegelung der Gefühle der Menschen. Die Häuserfassaden waren trist, reichten hoch bis in den von grauen Wolken bedeckten Himmel und die wenigen Leute, die auf der Straße unterwegs waren, trugen dunkle Klamotten, genauso wie ich. „Junge Frau, eine kleine Spende, bitte?“ Die schwache Stimme einer Frau lenkte meinen Blick nach unten, wo sie auf dem kalten Gehsteig kauerte. Sie war abgemagert und fror offensichtlich, als sie mir zaghaft eine blecherne Dose entgegenstreckte. Die einzelnen Münzen darin klaperten leise vom Zittern ihres Armes und sie sah mich bittend und mit großen hoffnungsvollen Augen an. *Hoffnung*. Etwas, das in den letzten Jahren beinahe komplett aus dem Leben der Menschen verschwunden war. Zu sehen, dass sie die Welt doch noch nicht komplett verlassen hatte, ließ mich innerlich kurz stocken. Und trotzdem wandte ich mich wieder ab und lief eisernen Blickes weiter, ohne meine Schritte zu verlangsamen, wobei ihr Flehen immer leiser wurde und ich es letztendlich hinter mir ließ. Auch wenn ich ihr hätte helfen wollen, brachte ich es nicht über mich. Denn ich würde ihr helfen, obwohl ich selbst Schuld daran hatte, dass sie auf der Straße betteln musste. Und das kam mir einfach nur erbärmlich vor. Und abgesehen davon hatte ich es sowieso eilig. Ich zog mir die Kapuze etwas tiefer ins Gesicht und beschleunigte meine Schritte. Einzelne Haarsträhnen flatterten im Wind. Als ich so durch die Straßen lief, schrieben wir das Jahr 2050.

Ich weiß nicht, wie du dir die Zukunft vorgestellt hast, aber ich bin mir sicher, definitiv nicht so, wie sie jetzt wirklich eingetreten ist. In deiner Vorstellung hattest du sie dir wahrscheinlich viel cooler, komfortabler oder glorreicher ausgemalt. Bunter und heller. Glänzender. Eine Zeit voller neuer Möglichkeiten, in der jeder glücklicher lebte. Nichts davon traf auf unsere Lebensrealität heute zu. Wenn du dir allerdings eine Apokalypse vorgestellt hattest, mit Zombies oder von mir aus auch ohne, dann hattest du ebenfalls Unrecht. Du atmest jetzt wahrscheinlich aus, zum Glück, denkst du. Aber ich wusste nicht, was schlimmer war. Die Zukunft, in der wir lebten oder eine Apokalypse. Nach einer Apokalypse war man wenigstens tot, oder nicht?

Eilig bog ich nach links in eine weitere Straße ab, lief geradewegs auf ein riesiges Gebäude zu. Es war ein grauer Klotz, so wie all die anderen Hochhäuser um es herum. Die perfekte Tarnung. An der Tür scannte ich meinen Fingerabdruck und sie sprang nach innen auf. Schnell trat ich ein und zog sie direkt wieder hinter mir zu. Wer hier rein und raus kam wurde strengstens kontrolliert. Noch strenger, als irgendwo anders. Ich lief die kalten Stufen hinab. Dabei klackten die Absätze meiner Stiefel auf dem Beton und das Geräusch hallte von den Wänden des Treppenhauses wider. Schon als ich den Gang entlang lief, auf die große Glastür an dessen Ende zu, konnte ich gedämpft die Gespräche von innen hören. Die Türen glitten von selbst zur Seite, als sie mein Gesicht erkannten und offenbarten die Sicht auf den Raum.

Er war bestimmt vier Meter hoch und besaß keine Fenster, weshalb unnatürlich weißes Licht von unzähligen Lampen an der Decke strahlte. Die Wände waren grau und überall standen Computer und riesige Server. Einst hatte ich diesen Raum geliebt, jede Sekunde darin verbracht. Doch die Zeiten hatten sich verändert. Auch aus meinem Leben waren die Farben verschwunden, als mich damals langsam die Realität eingeholt hatte. Ich zog meinen Mantel aus und hängte ihn über das abgewetzte Sofa in der Ecke, bevor ich auf den großen Tisch

in der Mitte des Raumes zuing. Meine Freunde, mit denen ich schon seit der Schulzeit befreundet war, standen um ihn herum und beugten sich über irgendetwas, während sie aufgeregt miteinander redeten und wild gestikulierten. Skeptisch stellte ich mich neben sie und sah ihnen über die Schulter. Malo bemerkte mich als erster.

„Oh Greta, hi!“

Jetzt drehten sich auch die anderen zu mir um und ich zwang mich zu einem schmalen Lächeln.

„Hi!“

„Komm! Komm her. Ich muss dir was zeigen“, meinte er aufgeregt, also stellte ich mich neben ihn an seinen Computer. Über den Bildschirm liefen wild irgendwelche Zahlen und Rechnungen. Sie wechselten alle Sekunde, sodass ich mit dem Nachrechnen kaum hinterherkam.

„Was ist das?“, fragte ich und sah in die Runde.

„Das“, Isas Stimme klang übermütig als sie eine kurze Pause einlegte, ihre Augen leuchteten förmlich,

„das ist der größte Durchbruch, den wir je hatten!“

Ihre Stimme war gefüllt mit Freude – und etwas, das mir eine Gänsehaut bereitete. Begehren, totale Verrücktheit.

„Isa“, ich bemühte mich meine Stimme neutral klingen zu lassen,

„sag mir, was ist das?“

Erwartend sah ich sie an. Ich konnte spüren, wie die Spannung im Raum anstieg. Jeder brannte darauf, es mir zu sagen, meine Reaktion zu sehen. Ja, ich kannte Menschen. Und deswegen hatte ich auch das Gefühl, dass das hier nichts Gutes sein konnte.

„Schließ deine Augen“, forderte Isa und ich tat, wie sie sagte, als sie mich langsam durch den Raum führte. Ich vertraute ihr, jedenfalls soweit, dass ich wusste, dass sie mir nichts tun würde. Schließlich waren wir ja auch beste Freundinnen. Und dennoch wusste ich sehr genau, zu was sie im Stande war. Ihre Stimme war direkt neben meinem Ohr, als sie begann zu erklären:

„Also, wir haben einen Weg gefunden, Menschen zu Robotern zu machen. Jedenfalls wenigstens ihr Gehirn komplett zu kontrollieren. Kannst du dir vorstellen, was für eine Chance das für uns ist?“

Mir lief es eiskalt den Rücken hinunter. Soweit war es doch nicht wirklich gekommen, oder? Ich schluckte schwer.

„Wirklich? Das ist ja super.“

Meine Freude war fake, aufgesetzt, um meine Angst zu überdecken. Aber Isa in ihrem Übermut bemerkte es wahrscheinlich sowieso nicht.

Gehirne kontrollieren, menschliche Roboter. Das war doch alles Schwachsinn. Wütend ging ich nach dem Meeting durch die Stadt. Dabei kickte ich gegen den Gehsteig, denn es lag sonst nichts herum.

„Das ist unsere Chance zur kompletten Weltherrschaft!“, hörte ich Isas Stimme in meinem Kopf. Beinahe besessen. Verdammte, was hatten wir getan? Erinnerungen tauchten in meinem Kopf auf. Damals, vor neun Jahren, als wir noch zur Schule gegangen waren, hatten vier meiner engsten Freunde und ich einen Informatikkurs belegt. Zu der Zeit war KI schon erfunden worden, doch der Staat hatte es verboten, weil er meinte, es sei eine Gefahr für unsere Gesellschaft. Hätte ich damals nur gewusst, wie Recht er damit hatte. Doch wir waren kleine Rebellen gewesen. Und außerdem schlau – eine gefährliche Kombi.

Es war das Jahr 2041, als wir anfangen, uns nachmittags zu treffen, um unsere eigene KI zu entwickeln. Nach unzähligen durchgemachten Nächten hatten wir es dann endlich geschafft. Wir hatten eine neue und bessere KI entwickelt. Doch wir hörten dort nicht auf. Für uns war das gerade erst der Anfang.

Wir begannen, unsere KI in Apps und das alltägliche Leben einzubauen, so, dass die Menschen es natürlich nicht bemerkten. Das ermöglichte es uns, Geräte wie Handys und Laptops zu kontrollieren, wodurch wir an wertvolle Informationen kamen. Und damit bestachen wir dann wichtige Politiker, die daraufhin KI wieder erlaubten. Die Menschen feierten es als erneuten Durchbruch der Wissenschaft –

auch wenn niemand wusste, dass fünf Schüler dahinter steckten – und welche Absichten diese hatten. Es dauerte nur wenige Jahre bis Unternehmen fast ausschließlich KI benutzten. Bis Bücher und Musik von KI geschrieben wurden, Bilder auf Knopfdruck realitätsgetreu generiert werden konnten, egal ob im Stil von Picasso oder als Fotografie. Und bis Kinder in der Schule nicht mehr Rechnen lernten, sondern wie sie unsere KI richtig benutzten. Ab diesem Zeitpunkt wurden die Menschen abhängig von uns. Hochrangige Professoren oder Denker verloren ihre hohen Stellungen innerhalb der Gesellschaft, denn niemand hatte so viel Wissen und konnte so schnell rechnen wie KI. Auch Unternehmen brauchten nicht mehr unbedingt Angestellte. Die einzige Arbeit, die KI noch nicht machen konnte, waren Handwerk und Landwirtschaft. Harte Jobs, mit denen man fast nichts verdiente.

Die Folge daraus war, wie wir heute lebten. In einer tristen, monochromen Welt in der fast jeder auf Autopilot funktionierte und nichts mehr in Frage stellte, weil die Menschen gelernt hatten, dass sie nicht mehr zu denken brauchten – und auch Künstler irgendwann frustriert aufgegeben hatten. Doch das sahen Isa und die anderen natürlich nicht. Sie sahen sich als brillante Herrscher über Deutschland und bald auch die Welt. Würden sie nur einmal mit offenen Augen durch unsere Welt laufen. Fluchend lief ich weiter und ließ mich letztendlich frustriert auf den Gehsteig sinken. Wie konnte ich damals schlau genug gewesen sein, eine verdammte KI zu programmieren, aber zu dumm, um zu merken, dass all das kompletter Wahnsinn war?

Weltherrschaft. Wie engstirnig konnte man eigentlich sein? Schlagartig setzte ich mich auf. Ich war wirklich dumm, so dumm. Wenn ich es geschafft hatte, ein Monster in die Welt zu setzen, musste ich es doch auch schaffen, dieses wieder loszuwerden. In der Ferne schlug die Kirchturmuhr Acht. Ja, Kirchen gab es tatsächlich noch, auch wenn niemand sie mehr besuchte. Noch zwei Stunden. In zwei Stunden würden sie ihren ersten Versuch wagen, einen Menschen komplett zu kontrollieren. Ich sah das verängstigte, tränenüberströmte Gesicht des kleinen, an einen Stuhl gefesselten Mädchens bildlich vor mir, vor dem ich gestanden

hatte, als Isa mir endlich erlaubt hatte meine Augen wieder zu öffnen und das sie mir präsentierte. Dabei sah sie so abschätzig auf sie herab, dass mir schlecht wurde. Sie würde das Versuchskaninchen sein. Und wahrscheinlich würde ihnen der Versuch gelingen und ab dann gab es wirklich kein Stoppen mehr. Aber das konnte und durfte ich nicht zulassen! Doch wie sollte ich es verhindern? Isas Name leuchtete auf meinem Handy auf. „Du kommst doch heute Abend, oder?“, schrieb sie und ich reagierte mit einem Daumen hoch. Ja, ich würde kommen. Ich stand auf. Irgendwie würde ich es schon schaffen, sie umzustimmen. *Hoffnung!* Es war noch nicht das Ende.

Zum zweiten Mal an diesem Tag betrat ich das graue Gebäude. Noch nie hatte ich so viel Abscheu ihm gegenüber verspürt – für diese grauen Wände, von denen niemand erahnen konnte, was in ihnen vor sich ging. Doch gleichzeitig war da dieser kleine Funken Hoffnung, der mich begleitete, als ich die Stufen hinabstieg. Als ich diesmal durch die Glastür trat, fiel mein Blick sofort auf das Kind, das ängstlich in dem Stuhl zusammenzuckte, als es mich bemerkte. Außer uns war niemand im Raum. Ich schenkte ihr ein kleines Lächeln, viel jedoch konnte ich nicht ausrichten. Dann drehte ich mich von ihr weg und mein Blick suchte aufmerksam den Raum ab. Hier musste es doch irgendetwas geben, was mir nützlich sein konnte, oder?

Auf dem Weg war ich zu dem Schluss gekommen, dass ich ein Druckmittel brauchte, wenn ich die anderen umstimmen wollte. Anders würde es nicht funktionieren. *So wie damals mit den Politikern*, meinte eine gehässige Stimme in meinem Kopf, doch ich versuchte sie auszublenzen. Das hier war für einen guten Zweck. Ich begann, eine Schublade nach der anderen zu öffnen. Mit was konnte ich sie bestechen?

Vom Gang hörte ich Schritte kommen. Schnell schnappte ich irgendetwas, das in dem Schrank herumlag und steckte es in meine Hosentasche. Ich würde wohl kreativ werden müssen.

Der Zeiger landete auf der 10 und die Tür schwang auf. Die vier betraten den Raum, ihre Mienen bereits siegessicher und dennoch konzentriert.

Vor sich schoben sie einen Tisch, auf dem Kabel und sonstiges Zeug lag, bei dem es mir den Magen undrehte. Ein leises Schluchzen kam von dem Mädchen, während die KI auf Malos Computer irgendwelche Anweisung ausspuckte. *Jetzt oder nie*, dachte ich mir und trat von der Wand weg.

„Seid ihr sicher, dass ihr das machen wollt?“

Meine Stimme hallte in dem hohen Raum, meine Zweifel deutlich hörbar. Die anderen blieben stehen, sahen mich fragend an. Isa legte den Kopf schief.

„Ja klar, wieso nicht?“

„Ich weiß nicht so recht“, meinte ich unsicher, „Was ist, wenn das nicht das Richtige ist?“ Die anderen wechselten verwirrte Blicke. Isa zog die Augenbrauen hoch.

„Du willst uns doch wohl nicht davon abhalten oder?“

Ihre Stimme war auf einmal angriffslustig und etwas in meinem Kopf switchte ebenfalls.

„Und was, wenn doch?“

Aus meiner Hosentasche kramte ich das Ding, das ich vorhin eingepackt hatte, und hielt es in die Höhe. Sofort weiteten sich ihre Augen und auch die anderen schienen entsetzt. Ich warf selbst einen Blick auf das Ding und da erst fiel mir auf, was es war. Der Selbsterstörungsknopf! Wenn ich diesen drückte, würde sich unsere KI selbst zerstören, alle Daten und der Code wären gelöscht. Nichts mehr würde übrig bleiben. Innerlich beglückwünschte ich mich. So schlau war ich damals dann doch gewesen, dieses Teil mit aufzunehmen, nur zur Sicherheit. Die anderen hatten sich damals nicht dafür interessiert. Seitdem lag es also in der Schublade. Und heute kam es mir endlich zu Gute. Nicht, dass ich es benutzen würde, aber es funktionierte verdammt gut als Druckmittel. Malo machte einen Schritt auf mich zu. „Du wirst diesen Knopf nicht drücken!“ Seine Stimme war gefährlich leise. Er wollte mir drohen, doch seine Angst, all das zu verlieren, schwang in seiner Stimme mit. So leichtsinnig, den Knopf mir aus der Hand zu klauen und ihn dabei eventuell aus Versehen zu drücken, war er jedoch nicht.

„Wird sie nicht!“, erklang auf einmal Isas Stimme vom hinteren Teil des Raumes. Wie konnte sie sich da so sicher sein? Mein Kopf fuhr nach hinten. Shit! Das Blut gefror mir in den Adern. Dort stand sie. Ungefähr zehn Meter von mir entfernt, mit einer Pistole in der Hand, die direkt auf mich zielte. Ich schluckte heftig, versuchte meinen Herzschlag wieder unter Kontrolle zu kriegen. Vergeblich. Mein Druckmittel war nichtig. Doch ich konnte nicht zulassen, dass das, was wir hier angefangen hatten, weitergeführt wurde.

Ich konnte nicht daneben stehen und zuschauen, wie die vier sich wirklich die Weltherrschaft schnappten und die Welt mit ihren grausamen Spielchen beherrschten. Das durfte nicht passieren. Meine Gedanken kreisten wild und es wurde schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Ohne mich würden sie es nicht schaffen, eine KI zu entwickeln, falls ich unsere wirklich zerstörte. Und wenn ich das tat, dann war ich wahrscheinlich tot. Aber ich wollte doch nicht sterben. Ich war doch erst 25. Angst, pure Angst pulsierte durch meine Adern. Ich warf einen Seitenblick auf das wimmernde Mädchen. Ihr ging es wahrscheinlich nicht anders als mir. Und ich wollte nicht, dass sie so endete, wie die vier es entschieden hatten. Als Roboter, der von ihnen kontrolliert wurde. Doch war es das wert, dafür mein eigenes Leben zu riskieren? Das Gesicht der Frau von vorhin kam mir wieder in den Kopf. Sie und Millionen andere Menschen litten unter dem, was wir getan hatten und immer noch taten. Sie hatten es alle verdient, dass das hier endlich beendet wurde. Und ich hatte die Chance, das zu tun. Alles, was ich tun musste, war mutig sein. Mutig genug, den Knopf zu drücken. Doch warum war es so verdammt schwer? Alles was ich tun musste war wirklich nur, auf den verdammt Knopf zu drücken. Dann wären all diese Menschen frei.

Aber du bist dann tot, rief meine innere Stimme, tot, verdammt nochmal, tot!

Mein Hals war wie zugeschnürt. Was sollte ich tun?

Mut. Mut war die Fähigkeit, in einer gefährlichen Situation seine Angst zu überwinden und etwas zu tun, obwohl es schwere Konsequenzen

haben könnte, so stand es im Wörterbuch. Ich hatte immer mutig sein wollen. Jetzt! Jetzt war meine Chance dafür. Ich musste es tun.

Ich hielt meinen Arm noch etwas höher, damit jeder den Knopf sehen konnte. Wenn ich ihn jetzt drückte, wäre diese Schreckensherrschaft vorbei. Ein für alle Mal. Tief atmete ich ein. „Greta, nein!“, kam es warrend von Ellie, doch es war zu spät. Ich hatte meine Entscheidung getroffen. Tief sah ich ihr in die Augen.

„Sorry, Ellie!“

Mein Herz schlug wie wild. Ich zögerte noch eine Sekunde, doch dann drückte ich den Knopf. Schlagartig wurden die Bildschirme in dem Raum schwarz. Stille trat ein, als die Server aufhörten zu summen, und die Stimme aus Malos Computer keine Anweisungen mehr gab. Für den Bruchteil einer Sekunde stand ich fassungslos da, doch schnell erwachte ich wieder aus meiner Schockstarre. Ich rannte auf das Mädchen zu und knotete die Seile auf, mit denen sie gefesselt war. Mit ihr an der Hand rannte ich quer durch den Raum doch da stockte ich kurz. Es roch nach Rauch. Oder bildete ich mir das nur ein? Nein, in einer Ecke stand ein Server, der scheinbar überhitzt war und Feuer gefangen hatte.

Ein Schuss durchriss die Stille und erinnerte mich unsanft daran, dass ich weiter rennen musste, wenn ich es lebendig hier raus schaffen wollte. Ich konnte von Glück sprechen, dass sie mich diesmal nicht getroffen hatte, doch ein zweites Mal würde sie mich wahrscheinlich nicht verfehlen. Dichter Rauch bildete sich in dem Raum, als auch der Schrank Feuer fing. Das Mädchen hustete und ich beschleunigte meine Schritte wieder, wir mussten hier raus! Die Tür glitt zur Seite und wir rannten hindurch, das Treppenhaus hinauf und zum Ausgang. Dann endlich stolperten wir ins Freie und die Straße entlang, weg von dem grauen Haus.

Irgendwann stoppten wir. Ich war vollkommen durch und außer Atem. Tränen strömten über das Gesicht des kleinen Kindes und mein Hass auf die anderen brannte in mir, wie das Haus, das jetzt komplett in Flammen stand. Ich nahm das Mädchen in die Arme, während ich zurück sah. Auf das brennende Haus.

Ich wusste nicht mehr, ob und wie weit Isa uns gefolgt war und ob die anderen drei noch mit ihr in dem Gebäude waren. Doch jetzt war die KI wenigstens ein für alle Mal verschwunden, das war das wichtigste. Das Mädchen löste sich aus meiner Umarmung und wir liefen weiter, ließen das Gebäude immer weiter hinter uns. Irgendwann sanken wir erschöpft auf die Stufen einer Kirche. Das brennende Gebäude war nur noch als ein kleiner oranger Punkt in der Ferne zu sehen und dennoch erinnerte es mich daran, dass ich etwas bewirkt hatte.

Auf der obersten Stufe stand eine Kerze, daneben lag eine Schachtel Streichhölzer. Vorsichtig griff ich nach einem der Streichhölzer und zündete die Kerze an. Ihre Flamme war ein kleiner Hoffnungsschimmer. Sie war ein Zeichen für den Tag, an dem sich alles geändert hatte. Während ich so auf die flackernde Kerze sah, hoffte ich, dass ich und aber auch die anderen Menschen in Zukunft stark genug sein würden, diese Hoffnung zu erhalten und die Welt ein kleines bisschen besser zu machen. Der orange Punkt am Horizont erlosch, doch die Flamme der Kerze flackerte weiter, trotz des leichten Windes. *So sollte es sein*, dachte ich.

Leni Rauscher, 14 Jahre

Kian

Mutig zu sein bedeutet viel mehr, als einfach nur dazustehen und seine Ängste zu besiegen. Mutig ist man auch, wenn man sich selbst und seine Gefühle akzeptiert.

Ich wache auf und blinzele. Wieder Montag. Doppel-Stunde Mathe, Deutsch, Physik, Chemie ...

Oh stimmt, Kunst auch. Zumindest ein gutes Fach, guter Lehrer, chilliges Fach und hübsche Sitznachbarin ...

Hölle, nein! Liora ist hübsch, aber nicht so sehr, dass ich sie Jaro ausspannen würde. Jaro war immer noch ein Kumpel. Ich stand auf und suchte mir ein gutes Outfit aus. „Auch, wenn das mit Liora nichts wird, kann ich ja trotzdem gut aussehen, wenn sie sich dann von Jaro wegen mir trennt, bin ja ich nicht direkt schuld.“ Nee, oder? Habe ich das gerade echt gesagt? Fuck! Okay, erstmal zur Schule.

Ich gehe ins Klassenzimmer und wen sehe ich da rumknutschen als würde sie niemand von den 5 anderen Leuten im Raum sehen: Na klar, Liora und Jaro, wer bitte sonst! Gerade als Jaro sich kurz zu mir umdreht um „Hi“ zu sagen, sehe ich in Lioras Augen und stelle mir vor, wie es wäre, wenn ich es wäre an Jaros Stelle. Wie sie ihre schmalen Hände um meinen Nacken legt ... „Bro?“, Jaro schaut mich fragend an. „Ist alles okay?“ „Jaja, nur schlecht geschlafen und jetzt noch Doppel-Mathe“, erwiderte ich schnell, bevor er noch was checkt. „Hättest dich krankmelden sollen. Deine Eltern juckt es eh nicht“, sagt er grinsend. „Ja, hätte ich wirklich“, meinte ich während ich mich auf meinen Platz setzte. Genau neben Jaro und Liora. Aber Jaro hat wirklich recht, aber nicht wegen Mathe. Die Geräusche, die ich von ihnen hörte und wie

ich sah, als Liora die Augen schließt, sobald Jaro seine Lippen wieder auf ihre legt. Durch das alles fühlte es sich an, wie als würde mir jemand den Magen umdrehen. Ich hole meine AirPods aus meiner Tasche und mache mir Musik an, während ich noch schnell versuche meine Mathe-Hausaufgaben zu machen, aber ich kann mich nicht konzentrieren. Ich war mir Jaro und Liora einfach viel zu bewusst.

Da kommt auch schon Herr Etham, unser Mathe-Lehrer durch die Tür und Liora geht schnell auf ihren Platz. Warum konnte sie nicht mit mir so rummachen? Warum Jaro? Man kann Jaro einfach nicht hassen, wirklich geht nicht. Er ist groß, dunkelhaarig, sieht aus wie ein heißes Model, ist sportlich, gut in der Schule und ist super sympathisch und hilfsbereit. Er ist die Definition von Perfekt und Traumfreund. Ich würde ihn ja Daten, wäre ich schwul. Ich konnte es Liora wirklich nicht übelnehmen und Jaro schon gar nicht, aber es tat einfach weh, sie so zu zusammen zu sehen. An dem Tag als Jaro mir gesagt hatte, dass er jetzt offiziell mit Liora zusammen ist, ist irgendetwas in meinem Herz zerbrochen, obwohl ich Liora nicht mal so lange kannte. Hätte ich nicht glücklicher für Jaro sein sollen? Wir kennen uns immerhin schon seit gut zwölf Jahren, seit wir drei sind, waren wir immer gute Freunde. Alleine jetzt merkt man, was ein guter Kumpel er ist. Er schiebt die Hausaufgaben in unsere Mitte, so dass ich die Aufgaben sehen konnte. Er half mir und was tat ich? Neidisch sein? Ich bin echt erbärmlich. Sollte ich es Jaro sagen? Nein, natürlich nicht. Wie asozial wäre das bitte? Oh shit! Herr Etham hat mich aufgerufen. 2c, 2c, 2c... ich kann die verdammte 2c einfach nicht finden. Da deutete Jaro mit seinem kleinen Finger auf die Lösung. Man, warum musst du nur so sympathisch sein, Jaro? Ich lese die Lösung vor und sie scheint zu passen. Endlich konzentriere ich mich in gewissen Maßen auf den Unterricht.

Außer in Kunst natürlich. Liora läuft auf den Platz neben mir mit einem leicht hektischen Gesichtsausdruck auf ihrem Gesicht. Ihre blond blauen Haare (Ja, sie hat ihre Haare gefärbt!) lassen sie wie eine Elfe oder Fee wirken. Der Lehrer war schon da, und sie entschuldigt sich;

„Entschuldigung Herr Tsnuke, es war so eine lange Schlange beim Bäcker.“ Es war an ihrem leicht verschmierten Lippenstift und Jaros rötlichen Flecken, die stark nach Küssen aussahen, nicht schwer zu erkennen, dass das nicht der Grund war, aber Herr Tsnuke lächelte nur: „Ach, ich möchte auch nochmal jung und verliebt sein.“ Liora und Jaro wurden rot. Noch etwas so Süßes an Jaro, was Liora lieben musste: Sobald jemand etwas zu ihrer Beziehung sagt, wird er rot, wie eine Tomate. Was verwunderlich ist, da er kein Schamgefühl hat, wenn er mit Liora irgendwo rumknutscht. Liora dreht sich zu mir um und schaut mich besorgt an. „Geht's dir gut? Du siehst krank aus. Vielleicht hättest du dich heute echt krankmelden sollen.“ „Ja, vielleicht. Naja, bis morgen wird's schon wieder“, meinte ich. Genau, morgen. Liora hatte mich vor ein paar Tagen gefragt, ob ich nicht mit ihr zu einem von Jaros Fußballspielen könnte. Alleine wäre es ihr unangenehm und ihre Freundinnen konnten alle nicht. So dumm, wie ich war, hatte ich ja gesagt. Es würde die reinste Folter werden. Sich vorzustellen, wie Liora nach dem Spiel auf das Spielfeld rennt und Jaro umarmt oder tröstet, wie Liora ihn die ganze Zeit anfeuert, aber nicht als Jaro, sondern „Bae“, wie sie ihn nennt. In Reallife wird es bestimmt noch schlimmer.

Kunst zieht sich ewig, Liora und ich reden, aber ich schweife mit meinen Gedanken immer wieder zu morgen und dem beklemmenden Gefühl in meiner Brust, wenn ich an morgen denke. Ich bin überglücklich, als es endlich klingelt, verabschiede mich schnell von Liora und renne quasi aus dem Klassenzimmer.

Dienstag, der verfluchte Tag, geht wie im Flug vorbei, bis es soweit ist. Ich hinterfrage mein ganzes Leben, während ich mit Liora am Rand des Spielfeldes an den Metallstangen lehne, die das Spielfeld abtrennen und auf den Anpfiff warte. Nur circa 60 Minuten Spielzeit und 15 Minuten Pause werde ich überleben, oder? Ich zuckte zusammen, als der schrille Ton der Trillerpfeife ertönt. Liora und ich unterbrechen unsere Unterhaltung und schauen dem Spiel zu. Es vergeht eine Ewigkeit in

der ich Jaro fokussiere und Liora neben mir auszublenden versuche. Endlich, die 58. Minute, aber warte.... Jaro hat den Ball und rennt im Alleingang aufs Tor zu. Noch 3...2...„TORRRR!“ brüllen alle um mich herum. Abpfiff. Aus. Ich stehe wie versteinert da, als Liora aufs Spielfeld rennt, Jaro umarmt, die beiden küssen sich.

Alles vergeht wie in Zeitlupe, die Freude, die ich empfand, als Jaro das Tor schoss, wie weggeblasen. Nun kriechen eine Übelkeit und ein Stechen in meinen Körper. Eifersucht. Aber nicht auf Jaro ... nein ... auf ... auf ... Liora? Ich wollte nicht derjenige sein, den Liora anfeuert. Ich wollte die ganze Zeit der sein, der Jaro anfeuert und ihn küsste. Warte, was? Jaro küssen? Ich bin doch nicht schwul. Oder warte, vielleicht doch? Aber Jaro ist mein bester Freund. Na, und? Vielleicht genau deshalb? Fuck, fuck, fuck... Mir wird übel, ich schmecke schon die Galle, meine Sicht verschwimmt und meine Hände und Füße werden taub. Ich habe eine Panikattacke. Verschwommen sehe ich, dass Jaro mir zuwinkt, mir etwas zuruft, aber ich drehe mich um und renne weg. Nachhause! So schnell wie möglich nach Hause.

Es ist 12.13 Uhr. Ich bin gerade aufgewacht. Die anderen haben Mathe. Ich bin krankgemeldet. Und ich bin schwul, stehe auf meinen besten Freund. Deshalb bin ich heute nicht in der Schule. Ich kann ihn nicht anschauen. Jaro, meinen besten Freund, meinen Crush. Ich weiß nicht, was ich denken soll, fühle mich leer und taub. Habe ein Bild von Jaro und mir in der Hand. Wie soll ich es ihm sagen? Soll ich es ihm überhaupt sagen? Verdammst es wäre ja schon so schwer genug, aber er hat ja auch noch eine Beziehung. Eine Beziehung! Ich nehme mein Handy in die Hand, öffne den Chat mit Jaro. Unter „Bro“ ist er eingespeichert.

5 neue Nachrichten, zwei verpasste Anrufe. „Alles gut?“, war die letzte Nachricht heute früh. Ich fing an zu tippen: „Nein. Ich bin schwul und mein verdammter Crush bist du. Ich hatte gestern eine Panikattacke, weil ich es bemerkt habe.“ Was für ein Scheiss. Ich löschte alles wieder und schrieb nur: „Nicht so.“

Es war 16 Uhr. Ich hatte mich seit vier Stunden nicht bewegt, nichts gegessen und trotzdem war mir schlecht. Warum nur? Wie sollte ich Jaro nur jemals wieder in die Augen blicken können? Ich zuckte zusammen, mein Handy vibriert. Während ich es aufhebe, lese ich den Namen auf dem Bildschirm: Jaro. Kalter Schweiß brach aus und ich spürte die Tropfen an mir langsam hinunter rinnen. Nein, rei dich zusammen Kian! Ich nehme zitternd den Anruf an. „Bro! Alles gut? Ich hab’ mir belst Sorgen ...“, Jaros Stimme drähte aus dem Handy in meiner Hand, Schmetterlinge zucken in meinem Bauch und eine Träne läuft mir langsam bers Gesicht. Sie kitzelt. Ich fange an zu schluchzen, Jaro hört auf zu reden und bevor er wieder anfangen kann was zu sagen, erzähle ich ihm alles, das ich dachte, ich will was von Liora, dass ich dann merkte, dass ich schwul bin und die Panik-attacke, sowie meinen momentanen scheiss Zustand. Es ist leise, zu lange leise. Ich höre förmlich Jaros Schlucken, als er schließlich sagt: „Sorry Kian, ich bin nicht schwul und weiß jetzt grad auch nicht, wie ich damit umgehen soll.“ Bevor ich noch etwas sagen kann, hat Jaro schon aufgelegt....

2 Jahre später....

„Hahahaha“, Liora lacht über etwas, was Jaro sagt, Alvar und ich steigen ins Lachen ein. Alvar ist mein bildhbscher Freund, der vor einem Jahr in unsere Gegend gezogen war. Es war Liebe auf den ersten Blick. Jaro hatte meine Gefühle nie erwidert, es war lange Zeit eigenartig zwischen uns, bis ich Alvar traf. Liora war immer noch Jaros Freundin, aber ich war nicht mehr eifersüchtig. Es war erst komisch, aber ich bin froh, dass ich Jaro damals alles gestanden habe. Ich war mutig und ich rate jedem das Gleiche zu tun und zu seinen Gefühlen zu stehen.

Kristina Sambs, 45 Jahre

Monster-Me

Mein Monster heißt Manfred. Eigentlich wäre es lieber ein Maximus, ein Magnus oder wenigstens ein Mike. Aber nichts da, es ist ein nerviges, lästiges Monster, daher habe ich es nach meinem Mathelehrer benannt, Herr Manfred Meier, der ist auch so eine Plage.

Das Monster steckt in mir. Nicht so filmreif wie beim Hulk, ich laufe nicht grün an und lasse auch nicht mein T-Shirt platzen. Auch wenn das bestimmt gut ankäme bei meiner Klasse. Nein, wenn sich mein Monster meldet, dann bekomme ich Schweißausbrüche und meine Knie beginnen zu zittern. Mein Herz legt einen Sprint hin, so dass mir ganz schwindlig wird und das Atmen wird schwierig. Klingt eher nicht nach Avengers, oder?

Am ersten Auftritt meines Monsters war mein Mathelehrer schuld. Ich hasse Mathe, schon immer. Wer bitte soll das auch kapiieren? Ich wusste an diesem Tag schon, dass ich dran war beim Ausfragen. In der Beziehung kann man sich auf Herrn Meier verlassen, nach D wie Dietrich kommt E wie Eckert. Und das bin ich, Leonie Eckert. Ich habe sogar gelernt, ich schwöre. Zumindest habe ich es versucht. Aber Textaufgaben sind mein Todfeind. Woher soll ich wissen, wo sich zwei Züge treffen, wenn einer 30 km/h schnell fährt und um 8.10 Uhr losfährt und der andere mit 60 km/h um 11.00 Uhr startet? Dafür gibt es doch die Bahn-App, außerdem klingt mir das verdächtig nach Zugunglück, wenn sich beide treffen.

Jedenfalls ahnte ich schon, dass es auch bei mir einen spektakulären Crash geben würde. „Schülerin verliert die Kontrolle über ihre Aufgabe, kollidiert mit entgegenkommenden Zahlen und verunglückt an der Tafel, 30 Schaulustige berichten live aus der 7c.“ Die neue Headline. Stattdessen tauchte mein Monster zum ersten Mal auf. „Du kannst nichts. Versuch es gar nicht erst. Alle werden dich auslachen“, flü-

terte es mir ins Ohr und ich begann zu schwitzen. Erst nur feuchte Hände, dann ein kompletter Schweißausbruch. Aber mir war nicht heiß, sondern eiskalt.

„Hey, alles okay mit dir?“ Dieses Flüstern kam von Jana. Sie ist meine beste Freundin und sitzt seit der fünften Klasse neben mir. Aber ihre Stimme klang irgendwie weit entfernt. Plötzlich haben meine Finger angefangen zu zittern und das fand mein Monster richtig gut, es hat mir zugeraut: „Alle werden merken, wie wenig du kapiert. Wenn du nicht mal Mathe kannst, was kannst du dann?“

Als Herr Meier dann meinen Namen aufrief, war ich nass geschwitzt und auch meine Knie haben gezittert, wie verrückt. Ich wollte trotzdem zur Tafel gehen, aber mein Monster gab mir einen fiesen Tritt in den Magen. Also bin ich stattdessen zur Tür gerannt, aufs Mädchenklo und habe mein ganzes Frühstück in die Schüssel gereihert. Einfach widerlich.

Aber auch danach hat das Monster weiter getobt, es war so richtig schön in Fahrt. Ich dachte, ich kriege keine Luft mehr und hatte Angst, das wäre mein Ende. Tod durch Mathe.

Schließlich musste meine Mutter kommen und mich abholen, als wäre der ganze Auftritt nicht schon peinlich genug. Bis zur zweiten Pause wusste die ganze Schule Bescheid.

Meine Eltern nannten den Vorfall eine Panikattacke. Aber ich wusste, dass ich jetzt ein Monster habe. Ein Golden Retriever wäre mir lieber gewesen. Oder wenigstens ein Dackel.

Am Anfang hatte ich Monster Manfred noch ganz gut im Griff, konnte es meistens vor den anderen verstecken. Nicht einmal Jana hat etwas gemerkt. Aber dann wurde es größer und auch fieser.

Manfreds zweiter Auftritt fand in der Turnhalle statt, dabei bin ich in Sport nicht so schlecht wie in Mathe. Wir sollten mit Anlauf auf ein Sprungbrett springen und dann über einen Kasten. Bei den anderen sah das leicht aus. „Vergiss es, du blamierst dich nur, da kommst du niemals drüber“, stänkerte mir mein Monster ins Ohr. „Du brichst dir bestimmt was und die anderen lachen sich kaputt.“

Ich konnte mich gar nicht richtig konzentrieren, war von oben bis unten durchgeschwitzt. Wackelige Knie, Schwindel, Übelkeit, volles Monsterprogramm. Und es kam wie es kommen musste. Ich bin mit Topspeed in den Kasten geknallt und danach zum Heulen in die Umkleide gelaufen. Bestes Entertainment für die ganze Klasse. Es hat fast eine Stunde gedauert, bis ich mein Monster wieder im Griff hatte.

Bisher kam ich in der Schule ganz gut klar, auch wenn ich nicht so schlau bin wie Jana, die Textaufgaben sogar im Schlaf lösen könnte. Ich bin auch nicht so beliebt wie Lena, der immer eine Horde kichernder Freundinnen hinterher rennt. Und nicht so sportlich wie Franziska, die im Turnen eine Medaille nach der anderen abräumt.

Aber das hat mir nie viel ausgemacht.

Seit mein Monster mit an Bord ist, sieht das anders aus. Dauernd habe ich Angst, dass es loslegt, ich keine Luft mehr bekomme und anfangen zu schwitzen. Und mich vor allen in der Klasse blamiere. Mein Bauch fühlt sich hart an und tut weh, weil es sich dort breit macht. Nachts flüstert es mir zu, was am nächsten Tag alles schief gehen wird. Und meistens hat es recht.

Langsam habe ich keine Lust mehr, überhaupt noch irgendwo hinzugehen, denn überall lauern Katastrophen.

Referat halten in Deutsch? Zittern, schwitzen, stottern, Atemnot. Monster Manfred in Bestform. Vorsingen in Musik? Albtraum für mich, roter Teppich für mein Monster. In der Pause über meinen Schnürsenkel stolpern? Von Frau Schneider aufgerufen werden und die Lösung nicht wissen? Im Bus keinen Sitzplatz mehr bekommen? Bei jedem Missgeschick kommt Manfred groß raus und ich werde immer kleiner.

Ich hatte mir schon gedacht, dass die Pubertät kein Spaziergang wird. Ich weiß Bescheid über Hormone und den ganzen Kram. Plötzlich wachsen einem Haare an Stellen, wo man sie nicht haben will, andere Körperteile wachsen auch, nichts passt mehr richtig zusammen. Die-

ser Blödsinn jeden Monat mit den Bauchschmerzen und wer sich das mit den Pickeln ausgedacht hat, sollte auch ausgedrückt werden. Aber wenigstens haben das alle. So ein Monster habe nur ich.

Aber das muss sich jetzt ändern. Ich habe keine Lust mehr, zitternd auf dem Mädchenklo zu sitzen. In eine Papiertüte zu atmen, weil ich keine Luft mehr bekomme. Nachts im Bett wach zu liegen und den nächsten Tag zu fürchten. Manfred muss weg.

Und das möglichst schnell, denn seit heute gibt es einen Neuen in meiner Klasse. Lukas. OMG.

Er trägt ein schwarzes Shirt mit dem Marvel-Logo. „Cringe!“, kichert Leon hinter mir. Ich finde das nicht. Als Herr Meier Lukas vorstellt, wischt der sich die Handflächen an der Hose ab. Bestimmt auch schwitzige Hände vor Aufregung. Allein vor der Klasse, alle starren ihn an, Hölle.

Lukas ist der einzige in meiner Schule, der Manfred noch nicht live erlebt hat. Der mich noch nicht als Loser-Leonie kennt und noch nicht mitbekommen hat, wie ich knallrot an- und dann aus dem Klassenzimmer rauslaufe. Das muss so bleiben. Ich brauche einen Monster-Masterplan.

Zuhause setze ich mich an meinen Schreibtisch, es ist Zeit für eine Liste. Im Listen-Schreiben bin ich hochbegabt, dafür sollte man in der Schule mal Noten bekommen, nicht für Geometrie und Vokabeln. Mit einem roten Stift schreibe ich alle Dinge auf, die mir Angst machen. Die Liste wird lang, fast drei Din-A4-Seiten, schon beim Aufschreiben komme ich ins Schwitzen.

Dann nehme ich einen grünen Stift und schreibe alle Sachen auf, die ich wirklich gut finde. Erstaunlicherweise wird die Liste noch länger als die erste. Lukas steht auch drauf.

Und dann habe ich eine Idee. Zum ersten Mal rede ich mit Manfred. Zum Glück hört mich hier sonst keiner.

„Hey, Monster? Hörst du mich?“, fange ich vorsichtig an. „Du gehst mir ehrlich gesagt ganz schön auf die Nerven. Das kann so nicht weitergehen.“ Langsam werde ich etwas energischer. „Was glaubst du eigentlich, wer du bist? Ich habe dich ja schließlich nicht eingeladen. Ich bin vorher auch gut ohne dich ausgekommen!“

Das fühlt sich gut an, ich komme richtig in Schwung.

„Ich werde dir jetzt mal was sagen. Wenn du dich weiter so aufführst, dann mach ich dich fertig. Ich hab sowas von keine Lust mehr auf deine Ego-Show, du mieses Monster. Kannst du dir jetzt aussuchen, entweder du benimmst dich oder ich schmeiß dich hochkant raus!“

Dann fange ich an, Manfred Schimpfwörter um die Ohren zu hauen, bis mir keine mehr einfallen. Danach bin ich erschöpft, aber irgendwie auch stolz auf mich. Manfred ist schwer beleidigt und lässt mich für den Rest des Tages in Frieden. Zum ersten Mal seit Wochen kann ich abends schnell einschlafen.

Auch die nächsten beiden Tage hält sich mein Monster brav zurück und es treten keine größeren Katastrophen auf. Ich kriege sogar den Englischtest mit einer für mich fantastischen zwei minus hin. Aber am Donnerstag ist meine Glückssträhne dann endgültig vorbei.

In der dritten Stunde haben wir Biologie und ich möchte mir in der Pause die Sache mit der Photosynthese nochmal in Ruhe ansehen. Das ist komplizierter als man denkt und in Bio muss ich irgendwie die letzte Fünf ausbügeln. Ich suche mir eine Bank ganz hinten im Pausenhof, die Nase schon tief im Biobuch. Daher bemerke ich die umgekippte Cola-Dose nicht, die irgendein Vollhock da liegen gelassen hat. Zumindest nicht, bis ich mich mit einem leisen „Flatsch“ mitten in die braune Pfütze setze.

Ich springe sofort wieder hoch, aber da ist es bereits zu spät. Meine Jeans hat die Cola aufgesaugt wie das Küchenkrepp in der Fernsehwerbung, extra saugstark. Und jetzt sehe ich aus wie ein inkontinentes Kleinkind, nein, nein, nein, das darf doch nicht wahr sein!

Bevor jemand zu mir rüber sieht, setze ich mich schnell wieder hin, diesmal ans trockene Ende der Bank. Und Manfred erwacht.

„Alle werden denken, du hast dir in die Hose gepinkelt! Das kann keiner übersehen.“ Mein Puls rast und mir bricht der kalte Schweiß aus. Mein Herz klopft laut wie ein Vorschlaghammer und meine Knie fangen an zu zittern. „Bis zum Biosaal musst du quer durch die Aula, das kriegen alle mit!“ Mein Monster hüpfte begeistert auf und ab und ich muss die Augen schließen, um nicht mit dem Heulen anzufangen.

„Hey Leonie, alles klar?“

Oh no. No, no, no, no. Ich kenne die Stimme. Lukas.

„Geht's dir nicht gut?“

Mein Monster kann sein Glück kaum fassen. Der Typ, den ich gut finde, spricht mich an, während ich mit einer vermeintlich vollgepinkelten Hose kurz vor einem Heulanfall stehe. Der Boden soll sich auftun und mich verschlucken.

Ich mache ein Auge auf und blinzele zu Lukas hoch.

„Ich, ja, also nein, puh, ich meine, vielleicht, also nicht so richtig“, stottere ich und mache auch das zweite Auge vorsichtig auf.

Gleichzeitig ist Manfred kaum zu bremsen und eskaliert jetzt erst so richtig. „Der wird denken du spinnst! Leonie mit dem Pinkel-Fleck, die auch noch stottert! Der dreht gleich wieder um und erzählt den anderen, wie peinlich du bist! Steh doch mal auf und zeig ihm deine Hose!“ Da brennt eine Sicherung bei mir durch.

„Du hältst jetzt mal die Schnauze, Manfred!“

Oh. Nein. Shit. Ich habe das laut gesagt. Ich schaue Lukas erschrocken an und er schaut erschrocken zurück. Dann fängt er an zu lachen und schüttelt den Kopf.

„Manfred? Wie der Mathe-Meier? Ich wusste gar nicht, dass ich dem ähnlich sehe!“

Er geht vor mir in die Hocke und hält mir seine Wasserflasche hin.

„Du siehst aus, als könntest du einen Schluck brauchen. Du bist ganz weiß um die Nase.“

Mit bebenden Fingern nehme ich einen großen Schluck und mein Monster beruhigt sich. Ich entschlief mich zur Beichte.

„Ich habe mich gerade in die Cola-Pfütze da gesetzt. Meine Hose ist nass. Ich kann unmöglich aufstehen.“

Lukas lacht nicht, das rechne ich ihm hoch an. Stattdessen zieht er wortlos seinen Pullover aus, darunter trägt er wieder das Marvel-Shirt. In diesem Moment sieht er für mich aus wie ein Superheld.

„Da, binde dir den um die Hüfte. Dann merkt keiner was, bis es getrocknet ist.“

Ich bin baff. So einfach ist das. Manfred ist auch baff und verzieht sich beleidigt. Die große Show ist vorbei.

Zusammen mit Lukas gehe ich zum Biosaal und mein Herz klopft immer noch wie wild, aber jetzt in einem ganz anderen Takt.

Das mit der Photosynthese habe ich nicht kapiert, dafür aber etwas anderes: mein Monster hat hier nicht das Sagen, sondern ich.

In den nächsten Wochen kommen wir immer besser klar, Manfred und ich. Denn jetzt bin ich der Boss über meine Angst. Wenn mein Monster wieder Theater machen will, pfeife ich es zurück und meistens gehorcht es auch. Wie ein braver Golden Retriever. Es ist ganz klein geschrumpft und nicht mehr so fies. Es passt jetzt auf, dass ich keinen Blödsinn mache. Ich glaube, ich werde es von jetzt an Manni nennen, das klingt irgendwie netter. Denn Pickel und Probleme haben wir alle, aber so ein Monster habe nur ich.

Mirko Swatoch, 62 Jahre

Wagemut

Ich weiß, was dein Herz mutig macht,
wenn über dich ein Goliath lacht:
Wie David stell dich aufrecht hin
und richte deinen Blick auf ihn.

Wer sicher auf den Beinen steht,
vor Schreck nicht gleich zu Boden geht,
der zielt mit einem scharfen Wort
direkt aufs Ohr des Riesen dort.

Dein Wagemut ihn prompt verduzt,
du hast ihn dir zurechtgestutzt.
Der höhnisch prahlte, ist verwirrt,
er hat sich in dir sehr geirrt.

Jacob Misdroy, 57 Jahre

Durch den Wind

Brandung. Möwen kreischen. Außer mir kein Mensch zu sehen. Der Weg ist schmal, ich schlängle mich durch Heidekraut und Dünengras. Vor mir unendliche Weite. Schiffe reihen sich am Horizont. Dahinter ist die Welt zu Ende, denke ich, und merke, mir geht die Puste aus. Ich bin eindeutig zu schnell gewesen. Laufe ich vor etwas weg?

An dem Gedanken ist was dran, vermute ich. Ich musste weg, es ging nicht anders, versuche ich mich vor mir selbst zu rechtfertigen. Was zu viel ist, ist zu viel! Dennoch habe ich noch Glück gehabt. Trotz des ganzen Chaos. Es ist so: Manchmal kommt man ohne Glück nicht weiter. Ich sage das, obwohl ich jemand bin, der dieses blöde positive Denken überhaupt nicht mag. Ich bin ehrlich: Mein Leben ist gerade einfach nur beschissen.

Sommerferien auf der Insel war der Plan. Als Auszeit. Heidi hatte die Idee. Sie ist eine alte Studienfreundin meines Vaters und wohnt hier schon seit vielen Jahren. Eigentlich ist sie meine Patentante. Nur dass wir uns seit Jahren nicht gesehen haben. Es gab eine Zeit, da war das anders. Früher, als ich klein war, sind wir regelmäßig hergefahren. Als Familie. Wir machten Strandspaziergänge, ich baute Sandburgen und kuschelte mit Papa auf dem Sofa in dem kleinen Giebelzimmer. An Mama erinnere ich mich dabei kaum. Ich war damals eindeutig ein Papakind.

Der Wind bläst mir ins Gesicht. Es sticht wie kleine Nadelspitzen und meine Lippen schmecken nach Salz. Noch bis zum Leuchtturm, denke ich.

Mit einem Mal war plötzlich Schluss damit. Die Erinnerung tut weh: Papa war weg, er hatte uns verlassen, einfach so. Und die Tante-Heidi-Besuche hörten auf. Allein ihre Päckchen, die kamen an Weihnachten und zu meinem Geburtstag weiter regelmäßig an.

Ich laufe weiter. Gedanken kommen und gehen, heißt es. Aber stimmt das? Ich weiß nicht, wie das bei anderen Menschen so ist. Ich jedenfalls werde sie nicht los. Obwohl ich es mir manchmal wünsche. Die Sache mit meiner Mutter. Oder das mit Jonas. Die Gedanken quälen mich. Warum gibt es keinen Schalter, um sie einfach auszuschalten?

Ich sollte dankbar sein, ermahne ich mich, denn die Insel ist ein Zufluchtsort. Einfach alles abschütteln. Das ist auch Heidis Rat. Sie meint es gut. Haus Kliffkante heißt ihr Paradies. Alles ist sauber, ordentlich und aufgeräumt. Ich wusste nicht, dass man so leben kann. Gewohnt bin ich eigentlich unsere zugemüllte Dreizimmerwohnung. Stadtrand Nürnberg, sehr speziell. Nicht mehr Großstadt und auch nicht wirklich auf dem Land. Da komme ich her, lebe da mit meiner Mutter. Oder sollte ich sagen lebte? Hier auf der Insel hat alles viel mehr Klarheit: Die Heidi sorgt für mich, es fehlt an nichts und das Giebelzimmer mit Meerblick darf ich jetzt allein bewohnen. So etwas Schönes steht dir überhaupt nicht zu, sage ich zu mir. Manchmal komme ich mir vor wie eine Diebin.

Wie aus dem Nichts tauchen Bilder auf. Immer wieder passiert es und ich kann nichts dagegen tun. Dabei sind es jedesmal die gleichen. Zwei Flügel einer Stahltür, weiß lackiert, die sich hinter dem Rücken meiner Mutter unbarmherzig schließen. Und das Bild von einem Fuß, der sich vorsichtig unter meine Decke schiebt.

Ich sehe wie sich eine Möwe im Sturzflug ihre Beute sichert. Der kleine Fisch, den sie beim Wiederaufsteigen im Schnabel hält, tut mir leid, irgendwie.

Außer der Sache mit den Gedanken und den Bildern gibt es noch ein sagen wir mal – weiteres Problem. Es ist vertrackt. Ich fühle mich ständig schlapp. Mir fehlt die Kraft. Für alles. Die ganze Zeit. Ich weiß nicht, was es ist. Ich bin erschöpft und ausgelaugt, obwohl ich seit zwei Wochen gar nichts tue. Dazu kommt die Unruhe. Im Innern. Ich kann mich einfach nicht entspannen. Und nachts kann ich nicht schlafen. Ich liege wach und grüble.

Was mich wach hält, ist auf jeden Fall nichts Schönes: Wieso komme ich aus so einer Familie? Ist das überhaupt eine „Familie“? Ich wüsste es gern. Mein Vater, den ich geliebt habe, ist weggegangen als ich zwölf war. Er hat mich allein gelassen. Mit Mutter, die sich ständig mit Geistern unterhielt und kaum noch in der Lage war, sich auch nur um sich selbst zu kümmern. Das werde ich Papa nie verzeihen, obwohl ich im Nachhinein fast verstehen kann, dass er es nicht mehr ausgehalten hat. Ein Steinchen hat sich in meinen Schuh verirrt. Ich bleibe stehen, um es rauszuholen. Hole tief Luft und atme die kalte Seeluft ein. Böen kommen auf. Der Sommer neigt sich dem Ende, es wird langsam ungemütlich. Jetzt aufsteigen und fliegen, denke ich, das wäre es. Meine Haare bewegen sich im Wind.

Zum Glück gab es Jonas. Er war einfach immer da. Und seine Familie. Die wohnen drei Straßen weiter, in der schnuckeligen Siedlung mit den kleinen Häuschen, die an unsere Straße mit den heruntergekommenen Mietshäusern aus den 70er Jahren grenzt. Jonas und ich, wir kennen uns seit der Kindergartenzeit. Er war für mich der Inbegriff einer heilen Welt: Vater und Mutter, die ihn lieben, und eine drei Jahre jüngere Schwester, auf die er manchmal aufpassen musste.

Unsere gemeinsame Geschichte ist lang. Ich erinnere mich an die endlosen Nachmittage im Garten seiner Eltern, zwischen Apfelbäumen und Gemüsebeeten, die seine Mutter sorgsam pflegte. Ich habe sie geliebt. Unsere Fahrradausflüge zum Baggersee und das Vanilleeis, das er mir danach von seinem Taschengeld spendierte. Einmal durfte ich sogar mit seiner Familie in den Urlaub fahren. Sie hatten so einen kleinen Campingbus. Gardasee – es war die schönste Reise meines Lebens. Jonas und ich, wir haben nie aneinander geklebt. Aber er war immer da, wenn ich jemanden brauchte. Wie an dem Tag, als meine Mutter verschwunden war. Er half mir, sie zu suchen. Gemeinsam fanden wir sie im Wald. Singend und tanzend zwischen den Bäumen. Ihre Kleider lagen um sie herum auf dem Boden verstreut. Es war schlimm. Notdürftig legten wir ihr eine Jacke um, hakten sie unter und beförderten

sie nach Hause. Dann hat Jonas die Polizei gerufen. Es ging alles ganz schnell. Danach dachte ich, das ist das Ende. Aber so war es nicht.

Ich fixiere einen merkwürdigen Punkt am Horizont. Wahrscheinlich irgendein Containerschiff. Ich merke, dass ich aufpassen muss. Mein Kopf dröhnt, dass es kaum zum Aushalten ist. Zu schrecklich sind diese Bilder. Ich schäme mich. Wer ist man, wenn man das einzige Kind einer solchen Mutter ist? Eine Zumutung? Ich habe Angst, dass mein Leben verpfuscht ist, bevor es richtig angefangen hat. Dass mich in meinem Leben niemand wirklich mögen wird. Und ich hasse mich schon jetzt dafür.

Ich sehe mich mit Jonas in dem alten Backsteinbau. Und meine Mutter hinter weißen Stahltüren, die sich gerade schließen. Geschlossene Psychiatrie. Klapsmühle sagen sie dazu bei uns in Franken. So ist meine letzte Erinnerung an sie. Was weiter passierte, kriegte ich dann kaum noch richtig mit. Ich weiß nur, dass Jonas' Vater uns später aus der Klinik abgeholt hat.

Ich durfte zu ihnen mit nach Hause kommen. Jonas' Mutter hatte gekocht: Polentaauflauf mit Gemüse. Es war der große, blanke Holztisch, um den wir alle saßen. Erst dachte ich, dass ich keinen Hunger habe. Am Ende hatte ich zwei Teller leer gegessen. Wir sind anschließend spazieren gegangen, zu den Feldern am Rand der Siedlung, die ganze Familie – als wäre nichts geschehen. Ich erlebte einen Hauch Geborgenheit. In Wahrheit stand ich aber vollkommen neben mir.

Ich muss kurz innehalten, warte einen Moment, schaue mich um. Eine alte Dame mit Hund kommt mir entgegen. Er läuft vor ihr her, um sie herum und sie ruft ihm immer wieder etwas zu. Ein seltsames Bild.

Dass ich die nächsten Tage bei Jonas bleiben konnte, war meine Rettung. Eigentlich war es eine gute Zeit. Obwohl wir gar nichts Besonderes unternommen haben. Ich habe erzählt – wahrscheinlich hundertmal das Gleiche. Er hat mir zugehört. So eine Engelsgeduld hätte ich ihm gar nicht zugetraut. Wir gingen vertrauter miteinander um als vorher.

Die alte Frau spricht mich an, während ihr Hund an meinem Bein herumschnüffelt. Dass das Wetter umschlägt und der Herbst nicht mehr

lange auf sich warten lässt. Sie ist freundlich, fragt, ob ich schon lange auf der Insel bin. Sie sei hier aufgewachsen und kennt jeden. Ich antworte ausweichend. Wahrscheinlich merkt sie, dass ich keine Hunde mag. Und geht weiter.

Wie früher übernachteten wir in seinem Zimmer. Seine Eltern hatten nichts dagegen. Warum auch? Wir waren ja wirklich wie Geschwister. Dass ich in Jonas' Bett schlafen durfte, fand ich nett. Mehr nicht. Er hatte es angeboten und es sich davor mit dem Schlafsack auf einer Matratze gemütlich gemacht. Trotzdem waren unsere Nächte kurz. Weil wir stundenlang miteinander sprachen. Eine Art Redetherapie war das für mich, eine, die mir wirklich half.

Nur dann geschah etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Es muss der dritte oder vierte Abend gewesen sein. Angefangen hatte es damit, dass Jonas sich plötzlich ruckartig aufrichtete.

„Ich denke, du musst etwas tun, etwas verändern“, hatte er zu mir gesagt. Ich wusste in diesem Moment nicht, was er von mir wollte und hatte ihn nur fragend angesehen.

„Deine Traurigkeit bekämpfen, wieder fröhlich werden“, war dann hinterhergekommen.

„Nein, ich bin nur erschöpft, nicht traurig.“ Meine Antwort musste zugegebenermaßen etwas trotzig geklungen haben.

„Doch, das bist du, und du schaffst das nicht allein. Das mit deiner Mutter nicht und mit dir selber.“

Dabei hatte er vorsichtig über meinen Unterarm gestrichen. Ich zuckte kurz zurück. Ich weiß, dass er meine Narben sah. Die versteckte ich normalerweise unter meinem Ärmel, damit es niemand merkt. Jonas sagte nichts dazu.

Für das, was dann passierte, hatte ich ihm keinerlei Anlass gegeben. Dachte ich. Schließlich stand unsere Freundschaft und alles, was er und seine Familie für mich bedeuteten, auf dem Spiel. Trotzdem ließ ich es geschehen, denn es fühlte sich so gut, so richtig an.

Es war so: Als wir das Licht ausgemacht hatten, glitt sein Fuß vorsichtig und Stück für Stück unter meine Bettdecke. Ein Kribbeln, das kaum

auszuhalten war! Dann begann sich alles um sich selbst zu drehen. Ich wollte mehr davon und tastete vorsichtig nach seiner Hand.

Nur wenig später strich er langsam, ganz langsam an meinem Bein entlang. Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit. Ich schloss die Augen und atmete tief durch. Schließlich kroch er hoch zu mir ins Bett und schloss mich sanft in seine Arme. Wärme und Geborgenheit umfassten mich. Es sollte nicht aufhören. Keine Ahnung, wie lange wir so dagelegen waren.

Doch dann drehte er sich zu mir um und küsste mich. Ich hielt still und machte einfach nichts. Es war ein seltsames Gefühl, das ich bisher überhaupt nicht kannte.

„Schlaf gut“, hatte er mir dann ins Ohr geflüstert und war wieder zurück auf seine Matratze neben meinem Bett gerutscht. Ich bekam danach die halbe Nacht kein Auge zu.

Am nächsten Tag wachte ich mit merkwürdigen Gefühlen auf. Alles schien anders. Als hätten wir etwas Verbotenes getan, eine Grenze ohne Erlaubnis überschritten. Eigentlich bekam ich richtig Panik. Denn es tauchten Fragen auf, die ich mir nicht stellen wollte. Allein bei dem Gedanken, was auf dem Spiel stand, packte mich die pure Angst: Wenn er merkt, wer ich wirklich bin, dann habe ich verloren!

Endlich habe ich die Inselspitze, wo der alte Leuchtturm steht, erreicht. Es sind noch andere Menschen hier. Ich setze mich auf die einzige freie Bank, die zum Glück noch in der Sonne steht. Minutenlang sitze ich so da, bis ich sehe, wie sich die Härchen auf meinen Armen beginnen aufzurichten. Ich fröstele. Zeit, wieder zurück zu laufen. Die Wolken am Himmel fliegen vorbei wie meine Erinnerungen. Alles ist flüchtig. Das klingt wie ein kitschiger Schlagertext, denke ich.

Noch am gleichen Tag hatte ich meine Sachen gepackt. Bei Jonas und seinen Eltern konnte ich auf keinen Fall mehr bleiben. Es war ein trauriger Abschied, bei dem wir einander nicht mal in die Augen sehen konnten. Noch viel schlimmer war für mich die Rückkehr in die leere Wohnung meiner Mutter. So alleine, wie ich mich damals fühlte, sollte wirklich kein Mensch sein.

Mir ist immer noch kalt und hastig lege ich einen Schritt zu. Eigentlich renne ich mehr als dass ich laufe. Als ob man dadurch seinen Erinnerungen entfliehen könnte!

Es war wie eine Eingebung: Zu Hause war ich zum Briefkasten gelaufen, was ich sonst nie tue. Er war randvoll. Aber zwischen Rechnungen und all der Werbung lag wie ein Fremdkörper dieser Brief.

Seitenstechen meldet sich – ich muss es übertrieben haben. Unwillkürlich verlangsame ich das Tempo, beuge meinen Oberkörper vor, atme wie im Sportunterricht tief aus. Dann laufe ich weiter.

Im dem Umschlag steckte eine Karte. Vorn auf der Karte war ein Haus zu sehen, eine Aquarellzeichnung in hellem Blau. Willkommen im Haus Kliffkante, stand darauf. Auf der Rückseite eine Einladung von Heidi: Komm einfach, wenn du magst. Und 100 Euro, für die Bahnfahrt, sorgfältig mit einer Büroklammer angeheftet.

Woher konnte Heidi wissen, was bei mir zu Hause los war? Ich hatte keine Idee. Es war mir auch egal. Denn Jonas' Worte hallten mir im Ohr: Du musst etwas tun, etwas verändern. Hatte er das gemeint? Alles stehen lassen, Sachen packen, Ticket buchen?

Nach einer Zugfahrt, die mir ewig schien, und am Ende mit Schiff, Inselbahn und Pferdefuhrwerk war ich zwei Tage später auf der Insel angekommen. Warum tat Heidi das für mich? Vielleicht weil sie Ärztin ist und gerne hilft?

Ich sehe ihr Haus. Endlich. Es sind nur noch ein paar hundert Meter. In der Küche brennt Licht, obwohl noch helllichter Tag ist. Heidi ist offensichtlich schon da. Ich frage mich, warum sie eigentlich auf dieser Insel lebt. Warum hat sie keine Kinder und keinen Mann?

Fünf Minuten später sitze ich bei ihr. Meine Hand fährt über das glatte Holz des Tisches. Schön ist es hier. Es riecht nach Tee. Friesische Mischung, lose, kein ekliger Teebeutel wie zu Hause. Heidi schenkt ein. Ich hole mir drei Kandiszuckerstücke aus der Dose. Mit einem Knistern versinken sie in meiner Tasse.

„Wie war dein Tag?“ fragt sie und schaut mich dabei freundlich an.

Ich weiß nicht warum, aber ich will ihr von der Sache mit Jonas erzählen. Nicht, weil ich einen Rat von ihr erhoffe. Sondern einfach nur, weil es sich so anfühlt.

„Ich bin durch die Dünen gelaufen“, sage ich. „Einmal bis zur Leuchtturmspitze und zurück. Der Wind war ziemlich heftig.“

„Das pustet den Kopf durch und man kann die Gedanken sortieren“, sagt Heidi, als wäre so etwas ganz selbstverständlich. „Woran hast du gedacht?“, hakt sie nach.

Ich überlege, ob sie etwas ahnt. Auch wenn ich sie kaum kenne, habe ich das Gefühl, dass ich ihr vertrauen kann. Eine Art Grundvertrauen, frage ich mich, das übrig ist aus meiner Kindheit, aus den Urlauben bei ihr?

„Es gibt da jemanden, den ich schon lange kenne“, beginne ich. „Aber es ist etwas passiert. Und ich weiß nicht, was ich machen soll.“ Während ich das sage, merke ich, wie meine Stimme fast versagt.

Aber dann erzähle ich: Wie lange Jonas und ich uns kennen, was wir miteinander teilen und warum das alles nicht so einfach ist. Sie hört mir zu und ich, ja, ich habe das Gefühl, endlich jemanden gefunden zu haben, der mich wirklich verstehen will.

„Was du an Jonas hast, ist wertvoll“, sagt sie und es hört sich fast ein wenig zu pathetisch an. „Jedenfalls klingt es so“, fährt sie fort. „Ein Schatz, wenn man so will.“ Dann hebt sie mit einem Lächeln ihren Zeigefinger:

„Pass auf, dass er dir nicht abhanden kommt.“ Und streichelt meine Hand. Die Art, wie sie es sagt, verwirrt mich. Aber ich traue mich nicht nachzufragen. Ohne es zu wollen rutscht mir der Gedanke von vorhin heraus: „Warum lebst du eigentlich auf dieser Insel, allein, ohne Mann und ohne Kinder?“

So deutlich hatte ich es eigentlich nicht sagen wollen. Es tut mir sofort leid. Und der Schatten, den ich in ihrem Blick registriere, erschreckt mich. Ich bin zu weit gegangen, fürchte ich. Und habe Angst, dass sie jetzt sagt, dass ich gleich abreisen soll.

Heidi steht auf und fragt, ob ich noch etwas von dem Kuchen haben will. Ich bin total verunsichert und warte.

„Irgendwann hab ich mich dafür entschieden“, sagt sie schließlich und schneidet zwei Stücke für uns ab.

Ich kann es mir kaum vorstellen. So etwas entscheidet man nicht einfach so. „Entschieden?“, frage ich ungläubig zurück.

„Ja“, sagt sie. „Findest du das komisch?“

Ich finde es seltsam. Aber das kann ich ihr nicht sagen. Sonst wirft sie mich am Ende wirklich raus. Also schweige ich und schaue sie nur an.

„Mir hat der Mut gefehlt, im richtigen Moment zu handeln“, gesteht sie. Ich stutze. „Wieso Mut?“

„Während des Studiums. Wir waren befreundet, richtig befreundet und eigentlich war ich sicher, wir würden später einmal heiraten, obwohl zwischen uns außer der Freundschaft nie etwas gelaufen war. Ich mochte ihn sehr, aber ich wollte das, was wir hatten, nicht riskieren. Ich hatte den Mut nicht gehabt und dann den Zeitpunkt verpasst.“

„Aber darum lebt man doch nicht allein auf einer Insel!“

„Doch, auf eine gewisse Art schon“, sagt sie. „Der Mann, der zu mir passte, kam mir abhanden. Einen anderen, der ihn hätte ersetzen können, gab es nicht. Und ich habe es auch nicht gewollt.“

„Nur darum bist du auf die Insel gezogen?“

„Das war die Entscheidung, die ich getroffen habe.“

Mir klingt das alles viel zu nüchtern und auch zu radikal. Außerdem verstehe ich es nicht wirklich. „Wie abhanden gekommen?“, frage ich und spüre, dass Heidi mir noch mehr erzählen will.

„Wie gesagt, wir waren eng befreundet“, fährt sie fort. „Aber dann tauchte wie aus dem Nichts diese Frau auf. Eine Sprachkursbekanntschaft! An die Möglichkeit, dass er sich eines Tages in eine andere Frau verlieben könnte, hatte ich einfach nicht gedacht.“

„Das ist komisch“, sage ich halblaut, „bei Jonas würde ich so etwas auch niemals für möglich halten.“

„Und diese Frau war deine Mutter.“ Heidi verschränkt ihre Arme, als ob sie sich vor etwas schützen muss.

Meine Mutter? Das kann nicht wahr sein. „Wie bitte?“, frage ich. „Du warst mit meinem Vater befreundet und wolltest ihn tatsächlich heiraten?“

„Wir hätten es getan, da bin ich mir ganz sicher.“

„Und warum ist es nicht dazu gekommen?“ Ich kann kaum glauben, dass sich eine Frau wie Heidi von einer Ferienliebschaft vertreiben lässt, schon gleich gar nicht von meiner verrückten Mutter!

„Wie ich schon sagte, weil ich zu lang gezögert habe, mich nicht traute, und letztlich nicht den Mut hatte ihm zu sagen, dass ich ihn liebe.“

„Nein“, gehe ich dazwischen. „Ich meine, als die Affäre mit meiner Mutter schon lief.“

„Sie war bereits schwanger, als ich davon erfuhr.“

Ich bin sprachlos, als ich das höre. Und fühle mich wie gelähmt.

„Dein Vater fühlte sich ihr verpflichtet. Das war einfach so. Wir haben danach immer wieder darüber geredet. Auch als sich die Krankheit deiner Mutter immer mehr abzeichnete. Er wollte bei ihr bleiben, wegen dir. Und er hat mich gebeten, das zu akzeptieren. Daran habe ich mich auch gehalten.“

Mit einem Mal wird mir einiges klar. Warum Papa in den Sommerferien auf der Insel immer so besonders glücklich war. Und warum Heidi meine Patentante wurde. Ich verstehe plötzlich, warum Mama den Kontakt zu Heidi nicht mehr wollte, nachdem Papa fortgegangen war. Und ich beginne zu verstehen, dass das alles nur passieren konnte, weil Heidi zur rechten Zeit den Mut nicht hatte.

Mir ist plötzlich schwindlig. Ohne ein Wort gehe ich auf mein Zimmer, lege mich aufs Bett und starre an die Decke. Unzählige Gedanken stürmen auf mich ein. Und alles hat mit mir zu tun! Unwillkürlich denke ich an Jonas und mich. Was, wenn es bei uns am Ende ähnlich ist?

Mechanisch greife ich nach meinem Handy. Seit Tagen stapeln sich dort Nachrichten von Jonas: „Alles gut bei dir? Bitte melde dich! Ich mach mir Sorgen.“

Mir wird warm ums Herz. Mag er mich am Ende vielleicht wirklich einfach so, wie ich bin? Kann das sein? Ich zögere. Aber ich spüre, dass ich eine Entscheidung treffen, dass ich handeln muss.

Mit zitternden Fingern schreibe ich ihm: „Hey, Zeit zum Telefonieren?“ Obwohl ich überhaupt nicht genau weiß, was werden wird.

Der Preis „Die Feder“ wurde im Jahr 2022 von der Hanns-Seidel-Stiftung zum ersten Mal ausgeschrieben. Die Schirmherrschaft zum Thema „Mut“ im Jahr 2025 übernahm die Bayerische Landtagspräsidentin Ilse Aigner, MdL. Die ausgezeichneten Einsendungen sind in dieser Broschüre, getrennt nach den Kategorien Prämierte Texte für Kinder von 6-12 Jahren und Jugendliche von 13-18 Jahren, von Autoren jeden Alters veröffentlicht.

Die Organisation von Ausschreibung über Preisverleihung bis zur Veröffentlichung im Rahmen dieser Broschüre lag in den Händen der Referatsleiterin Teresa Pfaffinger sowie der stv. Generalsekretärin Stefanie von Winning unter Begleitung des Bereichs Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit.

Impressum:

Herausgeber

© 2025, Hanns-Seidel-Stiftung e.V.

Lazarettstraße 33, 80636 München

Tel. +49 (0)89 / 1258-0, E-Mail: info@hss.de, Online: www.hss.de

Vorsitzender: Markus Ferber, MdEP

Generalsekretär: Dr. Josef Widmann

V.i.S.d.P.: Hubertus Klingsbögl

Satz: Walch Druck, Augsburg

Druck: Hanns-Seidel-Stiftung, München

Titelfoto: Romolo Tavani, Olga Rai/Adobe Stock

Die veröffentlichten Texte geben die Meinung des Verfassers wieder.

Die Hanns-Seidel-Stiftung verfolgt das Ziel, alle Geschlechter gleichermaßen anzusprechen und sichtbar zu machen. Sämtliche im Text verwendeten Personennamen beziehen sich uneingeschränkt auf alle Geschlechter und beinhalten keine Wertung. Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



Hanns-Seidel-Stiftung
Lazarettstr. 33, 80636 München

[hss.de](https://www.hss.de)
info@hss.de
T +49 (0) 89 1258-0

Folgt uns auf

